

Aus dem nächstens erscheinenden Werkchen:

## Buben und Mädels.

Ein ABC für's Haus.

Von

Oskar Pletsch.

Mit Reimen von Victor Blüthgen.

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.



Die Prinzess Veronika  
Kommt das Gähnen an —  
Spielt doch eins Harmonika,  
Daß sie tanzen kann:  
Einmal rum,  
Zweimal rum,  
Mit dem Prinz von Diddelum.



Bin ich nicht der schöne Friedel,  
Der lustige Bagabund?  
Schlaf Nachts auf dem Bettelsack  
Bei den Lerchen im Grund.  
Meine Kleider sind löchricht —  
Was mach' ich mir draus?  
Pfeift hüben der Wind rein,  
Pfeift er drüben wieder raus.

Wieder legt Meister Pletsch ein prächtiges Buch auf den Weihnachtstisch unsrer Kinder, dieses Mal ein ganzes Kinder-ABC, amuthige, drollige, liebliche Geschöpfe, und wieder wird Bild für Bild begleitet von den herzigen schalkhaften Reimen Victor Blüthgen's, die er mit dem feinen Ohr für das volksthümliche Kinderlied den Kleinen selbst abgelauscht zu haben scheint, und die darum auch in den Kinderherzen freudig anklingen und sich ihnen mit ihren schnurrigen Reimklängen fast unvermerkt einprägen. Wir empfehlen den Müttern diese reiche amuthige Gabe aufs wärmste.



## Ein neuer Robinson.

Von

J. Ludwig.

Original-Zeichnungen von **Woldemar Friedrich.**



Wenn die Gymnasiasten in K., einer kleinen ostpreussischen Stadt, einen als „Glückspilz“ oder ausgemachtes Sonntagskind bezeichnen wollten, so nannten sie gewiß den jungen Hugo Burgk. Sie rechneten dabei hauptsächlich wohl in Hinsicht auf die feinen Schinken, die delikaten Würste, das Obst, den Kuchen und die andern Herrlichkeiten, die man ihm regelmäßig von zu Hause schickte und welche ihnen mehr zu statten kamen als dem freigebigen und guten Knaben selbst. Es waren Wunderdinge, die man sich von Burgkhof, seinem väterlichen Landgute, erzählte; es sollte weit und breit die stattlichste Besizung und das Leben, welches der kaum dreizehnjährige Hugo in den Ferien führte, das köstlichste Freiherrnleben von der Welt sein. Man sprach von einem großen schloßähnlichen Herrenhause, von ausgedehnten Gärten mit Treibhäusern voll der seltensten Gewächse, von einem Musterpark mit Wasserkünsten, von Wäldern, in denen man sich rettungslos verirren könnte, und die Kalesche mit den schönen Pferden, die Hugo bei Beginn der Schule wieder nach dem Städtchen brachte, bildete noch lange Zeit hernach den Inhalt der Gespräche wie der Träume seiner minder gut gestellten Kameraden.

Seltam war ihnen nur, daß Hugo nicht so glücklich ausfah, wie er sich nach ihrer Meinung hätte fühlen müssen; er hatte einen ernsten nachdenklichen Zug in seinem Wesen, der dem gesunden lebensfrischen Knaben ein eigenartiges, aber für tiefere Naturen nur um so anziehenderes Gepräge gab. Bei allem äußerlichen Glücke fehlte ihm sehr viel: hätte er eine Mutter und Geschwister gehabt, wie die meisten seiner jungen Freunde, und wäre sein Vater ein weniger ernster und verschlossener Mann gewesen, als er war, gewiß, Hugo würde, seiner innersten Anlage nach, vielleicht der munterste der muntern Schaar geworden sein. Doch fehlte es ihm keineswegs an Freunden, und wenn er die schönen Dinge, um welche diese ihn beneideten, nicht allzu hoch anschlug, so fand er einen um so besseren Genuß in seiner heimischen Natur, die ihm von Kindheit an die liebste Freundin war. Dabei war es freilich nicht die zahme Pracht der Gärten oder der kunstvoll angelegte Park, die es verstanden hätten

ihn zu fesseln — im Gegentheil, für ihn hatten diese steifen Beete und Alleen, diese auf Kommando springenden Gewässer, die verschnittenen Bäume und Gewächse, die nach der Schnur gezogenen geraden Wege und all die Kunstwerke, auf die sein Vater stolz war, etwas ängstliches, bedrückendes; unwillkürlich — er wollte seinen Vater ja nicht kränken — beeilte er die Schritte um hindurch zu kommen, und es wurde ihm erst wahrhaft wohl, wenn er den Ausgang nach dem Wald erreichte, sein Fuß den weichen Moosboden betrat und seine Brust die frische Waldluft athmete.

Der Wald, wohl eine halbe Tagereise groß und voll graubärtiger uralter Baumriesen, gehörte zu den Besizungen seines Vaters, doch nur bis zu einer gewissen Grenze, die theils durch einen Wildzaun, den zu übersteigen Hugo streng verboten war, theils durch einen großen, mehr als stundenlangen See bezeichnet wurde, vor welchem ihn sein Vater gleichfalls als vor einem falschen und heimtückischen Gefellen gewarnt hatte. Und doch war es gerade dieser See, der in den Sommerferien des Jahres 18.. den End- und Ausgangspunkt fast seiner sämtlichen Wanderungen bildete. Früher war er seltener hierher gekommen — hatte ihn der weite Weg geschreckt oder war ihm erst jetzt der Sinn für die große landschaftliche Schönheit dieses Stückchens Erde aufgegangen? Tief und still inmitten seiner grünen Ufer liegend, reizte ihn der See wie ein unergründliches Naturgeheimniß, das ihn mehr und mehr, gleichsam dämonisch anzog, je weniger er ihm, dem Rathe seines Vaters folgend, hätte nahen sollen. Nach welcher ganz verschiedenen Richtung er auch anfangs seine Schritte lenkte, immer wieder, wie durch einen Zauber, kam er schließlich an dieselbe Stelle. Freilich ließ sich auch nicht leicht eine schönere denken, und noch ganz andre Leute, als unser Hugo, hatten schon überrascht, entzückt vor dieser walddumrauschten Wassereinsamkeit gestanden — die nicht immer eine solche Einsamkeit gewesen. Jetzt war außer ihm und etwa einer Rohrdommel, die im Schilf stöhnte, oder einem Reh, das durch die Erlen lauschte, nichts lebendes zu sehen und zu hören. Er konnte stundenlang am Ufer liegen und stumme Zwiegespräche mit den Bäumen führen, die hier geschwisterlich einander haltend, sich weit vorüber in das Wasser beng-

ten, dort tief zurück die stille Bucht umsäumten, und niemand störte ihn in seinen Träumen. Doch waren es bald weniger die malerischen Ufer mit ihren dunklen Waldeinschnitten und besonnten Vorsprüngen, die seine Phantasie beschäftigten, als ein von Busch und Bäumen übergrüntes Eiland, das sich im Hintergrunde aus dem See erhob. Je eifriger er nach demselben blickte, je mehr schien es zu locken und zu winken: komm doch! komm! Gehörte die Insel zu dem Gute seines Vaters? auf welche Art gelangte man hinüber? Niemand gab auf seine Fragen eine Antwort; der See ließ seine krausen Wellchen blitzen und manchmal, je nachdem der Stand der Sonne war, funkelte es geheimnißvoll dort auf, wie von einer großen goldnen Kugel durch das Laubwerk; ja manchmal, wie die Luft sich eben drehte, meinte er einen halbverwehten Glockenton zu hören, der, so leise er war, Erinnerungen an seine erste Kindheit in ihm weckte.

Er schüttelte den Kopf, er rieb die Stirne, er öffnete die Augen weit und weiter — ja, dies alles war für ihn nichts neues, er mußte hier sehr oft gewesen sein, doch dann war vieles anders, freundlicher gewesen. Der Baumwuchs hatte freie Durchblicke gelassen, das Unterholz noch nicht so dicht gestanden und die Pfade, die sich jetzt kaum noch sichtbar längs des Ufers durch das Dickicht krümmten, waren wohlgepflegte vielbetretene Kieswege gewesen. Er glaubte noch das Lachen und Geplauder einer fröhlichen Gesellschaft zu vernehmen, zu sehen, wie sie in die buntbewimpelten geschmückten Kähne stieg und drüben an der grünen Insel landete, die wie ein himmlisches verlornes Paradies aus halbvergeßnen Träumen vor ihm aufstieg. Großgeaungte märchenhafte Blumen auf grünen Wiesen wie von feinstem Sammet — ein Kuppelbau mit offener Rotunde — ein Haus mit einem vorgebauten Dache, von welchem ringsum Glöckchen niederhingen, die hell bei jedem Luftzug klingelten — dies und noch andres stieg vor seinem Geiste auf. Es kamen freundliche Gestalten ihn zu grüßen: die Großmutter, die nun schon sieben Jahre todt war, ein heittrer Onkel, eine schöne Tante, zwei kleine Mädchen, wie zwei Schmetterlinge ihn umgaulend und — halt! er wußte noch sehr gut die beiden Namen: „Ella!“ und „Nella!“ rief er selbstvergessen, indem er beide Arme nach der Insel streckte und aufgereggt nach dort hinüberlanschte. „Ella“ und „Nella“ tönte es zurück, es war das Waldecho, das ihn verhöhnnte, aber keine Menschenstimme antwortete seinem Rufe; ohne Regung stand die Laubmasse dort drüben, lautlos lag die weite Wasserfläche, Luft, Wasser,

Wald und Alles schien zu schlafen und zu träumen und niemals etwas anderes erlebt zu haben, als was die Jahreszeiten in ihrem immer gleichen Kreislauf mit sich bringen.

Wenn es aber Wirklichkeit gewesen war, was er hier erlebt zu haben meinte, wohin war dann die heitre Menschenwelt gekommen? wo waren die buntbewimpelten geschmückten Kähne, wo war das Lachen, Singen, und vor allem, wo waren jene hellen Kinderstimmen hin? Er konnte sich umsonst den Kopf zerbrechen, nichts brachte ihn auf eine richtige Vermuthung; seinen Vater mochte der sensible Knabe nicht mehr befragen, seit er ihm auf seine Bitte, mit ihm den See und die Insel zu besuchen, ein hartes, kaltes „niemals! nein!“ erwidert hatte, und da sowohl die Wirthschafterin wie die gesammte Dienerschaft des Hauses erst seit neuerer Zeit im Dienste waren und er mit andern Leuten nicht verkehrte, so sah sich Hugo mit seinen Fragen immer wieder auf sich selbst zurückgewiesen.

Soviel er wußte, hatten sie außer einem Bruder seines Vaters keine näheren Verwandten — dieser Onkel aber war ihr nächster Nachbar — was man in jener orts- und menschenarmen Gegend Nachbar nennt. (5—6 Stunden gelten bei der Größe und Weiträumigkeit der ländlichen Besitzungen kaum noch als Entfernung). Es mußte also die Familie desselben gewesen sein, mit welcher sie so häufig und so herzlich hier verkehrten — was war geschehen, dieses freundliche Zusammenleben in die jetzige Entfremdung zu verwandeln, die Stätte ihrer einstigen gemeinschaftlichen Freuden zu solch gemiedenem, ja fast verbotenem Ort für ihn zu machen? Hatte Unglück jenen Kreis getroffen, der Tod jene liebe Menschenwelt verödet. Er hätte es erfahren, erfahren müssen, so selten er auch zu Hause und so schweigsam sein Vater überhaupt und insbesondere in Familien-Angelegenheiten war.

Je weniger ihm nun die gewünschte Auskunft wurde, um so größer wurde sein Verlangen, das Geheimniß an Ort und Stelle zu ergründen. Aber wie? auf welche Weise auf die Insel kommen? Er konnte freilich rudern, auch wohl ein wenig schwimmen; doch zum ersteren fehlte ihm ein Boot, und um auf die letztere Art zu seinem Zwecke zu gelangen, davon hielt ihn außer seiner Ungeübtheit der Gedanke ab, daß sie möglicherweise bewohnt sein könnte. Er kannte den Homer und er brauchte sich nur an den waderen Odysseus und seine Ankunft auf der Insel der Phäaken zu erinnern, um augenblicklich vor sich selbst erröthend davon abzustehn. Die abenteuerlichsten Pläne wälzten sich in seinem Hirne;

als einer der ausführbarsten erschien noch der Gedanke, aus Baumästen und Gezweige eine Art von kleinem Floß zu bauen. Er war ein muthiger und starker Junge; gerade die Schwierigkeit des Unternehmens war es, was ihn reizte; doch es ist die Frage, ob er jemals seinen Zweck erreicht, wenn ihn nicht der wunderbarste Zufall von der Welt mit einmal aller Mühe überhoben hätte.

Es war ein selten schöner Sommermorgen, als sich Hugo mit einem guten Beil und einer kleinen Handsäge bewaffnet, sowie mit einem reichen Mundvorrathe für den Tag versehen, an dem Waldsee einfand. Sein Vater hatte gestern Abend einen Brief erhalten, der ihn auf das höchste zu erregen schien; nachdem er ihn gelesen, riß er ihn mitten durch und schloß sich schweigend in sein Zimmer ein. Der Knabe wußte aus mehrfacher früherer Erfahrung, daß er dasselbe heute nicht verlassen und nach niemanden, nicht einmal nach seinem Kinde, fragen würde. Hugo konnte an solchen Tagen thun und treiben, was ihm beliebte. Das war eine traurige Freiheit, die er sich in der Betrübniß seines Herzens noch niemals zu nutze gemacht hatte; heute zum ersten Male war dies anders. Vor der Sehnsucht nach der geheimnißvollen Insel verstummt alle Vorwürfe in seinem Innern; er dachte kaum an den verstimmten Vater und freute sich des unge störten langen Sommertags, der vor ihm lag und der ihn endlich, endlich zum Ziele seiner kühnsten Wünsche führen sollte.

Der See und seine waldige Umgebung boten in dem Duft des frühen Morgens ein ganz neues Bild, das Hugo mit schweigendem Entzücken in sich aufnahm. Er sah den Kampf der Sonne mit den Nebeln, die aus dem Wasser auf und nieder schwebend sich gleich Schleiern an die Zweige hingen und schließlich in losen Fetzen auseinanderflatternd, von Luft und Sonne gleichsam aufgetrunken wurden. Mit einem Mal war aller Dunst verflogen, das Wasser glitzerte weithin in krausen Wellchen und die Insel schien in der reinen Morgenluft so nah gerückt, als ob er sie in wenigen Minuten schon erreichen könnte. Er wußte wohl, daß dies nur Täuschung war, daß die Entfernung mehr als eine Viertelstunde austrug; aber er ging noch einmal so froh und muthig an sein großes Werk, schlug lange dünne Weidenruthen ab und suchte mehrere der stärksten Aeste, die noch vom letzten Sturme in der Nähe lagen, mit ihnen zu verbinden — eine Arbeit, bei der ihm freilich bald die Finger schmerzten, wie die Arme von der ungewohnten Anstrengung fast erlahmten. Trotzdem schaffte er im Schweiß seines

Angeichts, bis die Sonne ein großes Stück am Himmel und seine Arbeit um ein kleines vorge rückt war — ja wohl: ein kleines, winzig kleines Stückchen war's — wann wollt' er mit dem ganzen Floße fertig werden? Für heute war es nichts, das sah er ein. Er schüttelte den Kopf und sah nach seiner Uhr. Es war schon nahe an der Mittagszeit; er durfte sich ein Ruhestündchen gönnen.

„Wie köstlich, Mittagsruh' im Walde! und eine Ruhe, die man sich verdient hat“ — dachte Hugo, indem er sich mit dem Gedanken tröstete, daß Rom auch nicht in einem Tag erbaut war. Er hatte Recht: solch eine Ruhe schmeckt ganz köstlich. Draußen auf Flur und Feld der heiße Mittagsbrand, im Walde weiche Kühle, wohliges Behagen, dazu das Blätterräuseln, Schilfgeslüster — es lockte wie ein Wiegenlied zum Schlafen. Hugo gedachte erst sein Mahl zu halten, und zwar an einem ausge sucht anmuthigen Plätzchen. Er hing sich die von der Haushälterin schwer mit Proviant geladene Botanisirbüchse über die Schulter und wanderte den Weg am Ufer hin, der, wie er wußte, einer kleinen stillen Bucht zuführte. Hier, wo das Wasser in den Wald eintretend mit leisem Glucksen um moosbewachsne Steine spielte, wo malerische Gruppen von Huslattich und übermanneshohem Farnkraut das Ufer säumten, zog sich eine sanfte Anhöhe empor, die mit dem weichsten Grasteppich bekleidet und von einer vielleicht schon vielhundertjährigen Eiche überschattet war. An dieser Stelle hatte Hugo manchmal schon gelegen, die Hände rücklings unter seinem Kopf gefaltet und die Augen über sich gerichtet in das krause zackige Gewirr der Blätter und Zweige; er gedachte dann der Urbewohner dieser Gegend, ihrer Kämpfe mit den Ordensrittern und daran, was der Baum ihm wohl erzählen möchte, wenn er, Hugo, nur verstehen könnte, was seine grünen Zweige so leise flüsternd mit einander redeten. Es war so recht ein Ort zum Schlafen und zum Träumen — heute sollte es weder zu dem einen, noch zu dem andern kommen.

Denn kaum erblickte er die kleine Bucht, als er plötzlich wie versteinert stehen blieb — es war ja wie ein Wunder, was er schaute, dann schwenkte er die Müze: „hurrah! hurrah!“ Ein Wunder oder nicht, da lag es, da, im Wasser, dicht am Ufer, mit einer Kette um den nächsten Stein befestigt: ein Boot! ein kleines schmuckes Boot! Zur Abfahrt fertig, gleichsam auf ihn wartend, schien es mit seinen buntgestreiften Ruderstangen gar lustig nach der grünen Insel hinzuweisen. Was war das? eine Ueberraschung? seines Vaters? Nein! nein!

sein Vater hatte jetzt sehr finstere Zeiten, und überdies: er wußte zur Genüge, wie derselbe über eben diese Gegend seiner Wälder dachte; er war in vielen Jahren nicht hierhergekommen und hatte keine Ahnung, daß sein Sohn im Gegentheil hier so viel verkehrte. Wenn aber nicht durch ihn, wie kam das Boot hierher? Sollte der große aufgeklärte Tertianer vielleicht an irgend eine gute Waldsee glauben, die seinen heißen Wunsch errathen und ihm das hübsche Ding mit einem Mal daher gezaubert hätte? In Wahrheit dachte er nicht lange nach, und da sich weit und breit keine Menschenseele zeigte, der das Boot etwa gehören könnte, sprang Hugo, Hunger, Schlaf und Müdigkeit vergessend, mit einem großen Freudenstah hinein, löste es vom Ufer und ruderte be-

lassen, als er einen sonderbaren Ton vernahm, ein schwaches zitterndes Gebell, das sich in kurzen Stößen wiederholte. Jetzt wo die Ruderschläge plötzlich schwiegen, ließ sich ein Stöhnen, Schnaufen, zugleich ein leises plätscherndes Geräusch der Wellen hören, das näherkommend hinter seinem Boote herzog. Die Augen, die vom Widerschein der Sonne auf dem Wasserspiegel fast geblendet waren, mit der Hand beschattend, gewahrte Hugo einen schwarzen Punkt, der nur eben über diesem Spiegel sichtbar wurde und den er, als derselbe näher auf ihn zutrieb, für den Kopf eines mit der äußersten Anstrengung schwimmenden Thieres erkannte. Der Hund — ein solcher war es — strebte offenbar ihm nachzukommen, aber seine Kräfte schienen seinem Willen nicht mehr



hutsam in den See hinaus, auf dem der Dunst des heißen Mittags flimmerte.

Aber so frisch und fröhlich er die Fahrt begann und in so raschem Takt die Ruder anfangs in das Wasser schlugen, so wurde ihm die Arbeit bald recht schwer, besonders da er zu gleicher Zeit auch das Steuer mit versehen mußte. Dazu bedünkte ihn, daß sich die Insel, statt sich ihm zu nähern, weit und weiter von dem Boot entferne. War es der dumpfe Druck der Atmosphäre — die Luft stand leise zitternd gleichsam still und die Sonne brannte wie eine Feuerkugel über seinem Kopfe — war es die ungewohnte Anstrengung des Tages oder mehr die innere Aufregung von dem, was er erlebt hatte und noch erleben sollte, was ihm Hand und Blick unsicher machte, daß er oft mehr zurück als vorwärts kam? Schon wollte er erschöpft die Ruder sinken und sich blindlings von dem Wasser treiben

nachzukommen; das Schnaufen, Gurgeln, Sprudeln und verzweifelte Arbeiten des matten Schwimmers wurde immer stärker, und wenn ihm Hugo nicht mit einer raschen Wendung seines Bootes zur Hülfe gekommen wäre, so würde er vielleicht im letzten Augenblicke noch gesunken sein. Immerhin erforderte es eine gewaltige Kraftanstrengung, dem Hunde, der sich zitternd an den Kahn anklammerte, über Bord zu helfen, ohne daß das schwache Fahrzeug umschlug und die beiden, den Retter wie den Geretteten, in den tiefen Wellenschooß begrub.

Endlich war das schwere Werk gelungen, der Hund, ein großes Thier von edler Race, lag regungslos am Boden hingestreckt und Hugo begann bereits zu fürchten, er möge hier im Trocknen noch verenden, als er einen warmen Hauch an seinen Händen fühlte. Das Thier versuchte ihm die Hand zu lecken und dabei blickten seine Augen mit dem

Ausdruck einer so dankbaren Zärtlichkeit zu ihm auf, daß es ihm ganz warm im Herzen wurde. Er beugte sich lieblosend zu ihm nieder und streichelte das nasse Fell, das schon unter seinen Fingern in der Sonne trocknete. Wie gerne hätte er den stummen Gast gefragt, wie er hierher in diese äußerste Waldeinsamkeit gekommen, was ihn, der offenbar des Schwimmens nicht gewohnt war, bewogen hatte, in den See zu springen und ihm und seinem Boote nachzufolgen, bis zur Erschöpfung seiner letzten Kräfte? Doch leider ist es einmal das Loos der edlen Thiere, daß sie nur mit den Augen reden können und daß die Menschen diese Sprache oft so schlecht verstehen. So mußte Hugos Wißbegierde sich gedulden, bis es vielleicht dem Zufalle gefiele, dieses sonderbare Räthsel aufzulösen.

Ueber alldem war nicht nur die Zeit, sondern auch der Rahn unmerklich fortgerückt und als sich Hugo in die Höhe richtete, um die Ruder wieder zu ergreifen, erhielt er plötzlich einen Stoß im Rücken, der ihn gar unsanft auf die Bank zurückwarf. Zugleich hatte er die eigene Empfindung, als ob ihn ein Paar Fäuste in die Haare faßten, und da er ganz verwirrt um sich herumsah, bemerkte er mit äußerstem Erstaunen, daß das Fahrzeug mittlerweile auf die Insel zugetrieben und selbstständig da gelandet oder vielmehr gestrandet war. Dunkelgrüne Dämmerung umgab ihn, denn der Nachen, der an eine in den See hinausgeschobene Landspitze gestoßen war, saß in dem Wurzelwerke zweier Bäume fest, die ihre Kronen über ihm verzweigten und deren tief herniederhängendes Geäste der Knabe erst bei Seite schieben mußte, ehe er es wagen konnte, mit einem Saße an das Land zu springen.

Der Hund sprang bellend nach; mit den letzten Tropfen, die aus seinem schwarzen Pelze fielen, gleichsam die letzte Schwäche von sich abschüttelnd, lief er, Hugo voraus, quer durch die Büsche, wobei er mit der Schnauze fast den Boden streifte und eifrig eine verlorne Spur zu suchen schien. Hugo, nachdem er das Fahrzeug mit Mühe wieder flott gemacht und es befestigt hatte, trocknete sich die erhitzte Stirne und lehnte tiefaufathmend gegen einen Baum, der, wie ein finstrier Inselhüter, die Wurzelfüße gleichsam warnend vor dem unberufenen Eindringling vorstreckte. Und in der That kam sich der Knabe mit einem Male wie ein solcher vor. Statt, wie er gemeint, die Insel mit einem lauten Hurrah! zu begrüßen, lauschte er nun fast ängstlich durch die Zweige, ob etwa der Herr derselben kommen und ihn um sein Begehrt hier fragen werde. Aber

ringsum regte sich kein Blättchen, selbst die der grauen Zitterpappel standen still, kein Laut drang aus dem Innern des geheimnißvollen Eilands — da — horch! nach mehreren Minuten athemlosen Schweigens, was war das? klangen nicht in Wahrheit Tritte, die durch den weichen Waldteppich gedämpft, sich in Eile seinem Standort näherten? Jetzt vernahm er auch ein kurzes hartes Athmen, und ehe Hugo sich besinnen konnte, was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen habe, sprang etwas schnaubend hinter ihm aus dem Gebüsch und drängte sich so wild und stürmisch an ihn an, daß er Mühe hatte sich im Gleichgewichte zu erhalten. Es war der Hund, den er in seiner inneren Erregung ganz vergessen hatte und dessen täppische Liebkosungen er nun mit solcher Zärtlichkeit erwiderte, als ob er in der Fremde plötzlich einen alten lieben Freund gefunden hätte.

„Komm,“ sagte er, nachträglich über seinen eignen Schrecken lachend — „wie es scheint, sind wir die einzigen Bewohner dieser Insel, folglich nach dem Naturgesetze ihre Herren — laß uns denn unser neues Reich bereisen! Bin ich hier Robinson, so muß ich dich wohl meinen Freitag nennen?“ „Freitag! Freitag!“ rief er lockend oder warnend, sowie sein zottiger Begleiter sich von ihm entfernte, und seltsam! immer kam er auf den Ruf zu ihm zurück, als ob er wirklich auf den Namen höre. Hugo schüttelte den Kopf; es ward ihm immer traumhafter zu Muthe und es fehlte wenig, so erschien er sich sammt seinem schwarzen Freunde und der ganzen todtenstillen Insel wie verzaubert. Sie war auch in der That der schönste Schauplatz für ein Märchen. Das ganze Eiland — es mochte etwa eine Stunde Umfang haben — bildete ein Wäldchen, das von Wegen kreuz und quer durchzogen, sich bald nach außen auf den See mit seinen Ufern, bald nach innen auf irgend einen Wiesengrund oder eine sonnenbeglänzte Lichtung öffnete. Ueber dem hohen Grase spielten die seltensten und schönsten Schmetterlinge; der Knabe hätte sie sich mühelos fangen können, wie auch die Vögel, welche bei ihrem Nahen kaum vom Ast aufstiegen und nur neugierig auf die beiden blickten, die ihr friedlich stilles Reich durchzogen. Man sah, sie kannten weder die Menschen, noch die Gefahr, die das wehrlose Geschöpf durch sie bedroht. Die Wege, offenbar seit Jahren nicht betreten, waren an mancher Stelle bereits so dicht verwachsen, daß Hugo der Hülfe seines guten Taschenmessers nöthig hatte, um sich und seinem Freunde Bahn zu brechen. Und doch erschien ihm alles, je mehr er vorwärts kam, um so bekannter

— der Schauplatz seiner früheren Kinderspiele stieg immer deutlicher vor ihm empor, und plötzlich, als sie eben eine kleine Felspartie umschritten hatten, da rief er laut und jauchzend: „Melusine! Freitag! Freitag! das ist der Melusinenbrunnen!“

Seine Freude bei diesem Wiederfinden sowohl des Namens als des Ortes verwandelte sich freilich bald in Wehmuth. Wohl sickerte das Quellchen noch wie vor Zeiten aus der moosbewachsenen Felsenrinne, aber die Steineinfassung war verwittert, das Wasser im Bassin verschlammmt, versandet, und die schöne Stein-Nymphe, welche früher auf dem Brunnenrand gesessen und von der das Brunnlein seinen Namen hatte, lag

jetzt umgesunken, gleichsam vor Trauer oder Müdigkeit, nebenan im Grafe. Schlingkraut und Farnen wuchsen über sie hinüber und nur ihr Antlitz sah daraus hervor, wie mit einer stummen Klage über die Vergänglichkeit der Zeit und die Vergesslichkeit der Menschenkinder. „Ja! ja! das war der Melusinenbrunnen“ — nickte Hugo seinem schweigenden Begleiter zu, der verständnißinnig bald auf ihn, bald auf die Bildsäule am Boden blickte — „hier hab' ich manchen frischen Trunk geschöpft und manches Männlein Wasser zum

Kaffee der Köchin in das kleine Haus getragen.“ — Er wußte jetzt, man hatte es das chinesische Haus genannt und es mußte gar nicht weit von hier gestanden haben — ebenso der „Göttertempel,“ jene mächtige Rotunde mit dem Kuppeldache, an die er sich mit einmal sehr genau erinnerte. Und Hugo hatte Recht: in weit geringerer Entfernung, als sie in seiner Phantasie verzeichnet stand, da, wo der Waldpfad wieder nach dem Ufer ausbog, erhob sich auf einem freien Platze die Rotunde, aber sie kam ihm augenblicklich gar nicht mächtig vor. Zwar die Kugel auf der Kuppel zeigte noch Reste ihrer einstigen Vergoldung, aber die Stufen, die zum Tempel führten, waren theils zerfallen, theils mit Gras und Unkraut überwachsen, die Deckenmalerei, die den Olymp mit seiner sämtlichen Bewohnerchaft vorstellte, erschien mit einem feinen grauen Schimmel überzogen, kaum mehr

kenntlich; von den Säulen, die die Dachung trugen, lag die eine umgestürzt am Boden, Epheu und wilder Wein, die sie einst umrankten, krochen verkümmert, trauernd an der Erde; der Estrich, einst so glatt und spiegelblank, zeigte Sprünge, wie ein uraltes Greisenantlitz Falten zeigt — kurz das ganze lustige Gebäude, einst die Stätte einer fröhlichen Geselligkeit, bot jetzt das Bild des traurigsten Verfalls. Nein! nein! das war kein „Göttertempel“ mehr; der enttäuschte Knabe blickte zu den himmlischen Gestalten in die Höhe — ach! die einst so selig schwelgende Gesellschaft saß trübselig wie bei einem Leichenmahle und kopfschüttelnd stieg er die verfallene Treppe wieder nieder.



Was mochte aus dem chinesischen Haus geworden sein? war es verschwunden? Hugo drehte sich ein paar Mal auf dem Absatz um sich selbst, ohne eine Spur des seltsamen Gebäudes zu entdecken, in dem er sich so manches Mal versteckt vor jenen kleinen Mädchen-Schmetterlingen, die ihn dann immer richtig an demselben Orte fanden. Es war ein Ort der Scheu und wieder großer Anziehung für ihn gewesen, wozu das seltsame Gethier auf den Tapeten, sowie die nickenden Pagoden auf

dem Schranke, in dem die buntbemalten Kaffeetassen standen, gewiß ihren Theil beigetragen hatten. Die letzteren, ein werthvolles chinesisches Service, wie ihn seine Großmutter belehrte, war er nicht müde geworden zu betrachten, und lebendig traten ihm die Bilder der kleinen zopfigen Chinesen auf denselben, der spitzen Hüte wie der Sonnenschirme, die sie trugen, und der kleinen Glockenhäuser vor die Augen, deren großes Abbild er vergeblich suchte. Konnte es so ohne Spur verschwinden? Ein leises Klingen war die Antwort auf die Frage; es war so leise, daß er den Ton wohl kaum vernommen haben würde, wenn er nicht nah an seinem Ohr erklingen wäre. Und siehe! da war es ja, dicht hinter ihm erhob sich das gesuchte seltsame Gebäude — fast wäre er an das schräg vorgebaute Dach mit seiner Glöckchen-Garnitur gestoßen; Gebüsch und

Bäume hatten es verdeckt. Da sah er freilich, wie klein das Häuschen war, das er als Kind so groß gesehen hatte, und wie groß die Bäume unterdeß gewachsen waren, die dort als junge Stämme um das Haus gestanden — er hatte Mühe sich hindurch zu finden und das wunderbare Bauwerk zu betrachten. Es war weniger verfallen, als er dachte; die Glöckchen aber hingen nur noch einzeln um den Dachsaum und zwar so lose, daß sie erschrocken durch einander fahren, wenn der Hund, den ihr Geklingel immer mehr verwirrte, nach ihnen bellend in die Höhe schnappte.

Hugo, mit seinen Erinnerungen zu sehr beschäftigt, um auf das sonderbare Spiel zu achten, drückte fast zaghaft auf das Schloß der Thüre. Sie war unverschlossen und öffnete sich ohne weiteres Geräusch nach innen. Eine Moderluft drang ihm entgegen, und ohne daß er sich den Grund gestehen mochte, war es ihm gar nicht unlieb, daß sich Freund Freitag, der seinen jungen Herrn nicht mehr verließ, neugierig vor ihm in das Zimmer drängte. Da sah es wüß und ungemüthlich aus, durch die kleinen, bunten Fensterscheiben fiel das Licht nur spärlich in das Innere; kaum erkannte er den wunderbar bemalten Schrank mit den Pagoden. Das Porzellan-Service war verschwunden, doch liefen noch die niedern Divans längs der Wände, wenn auch die einst buntgewesenen Ueberzüge, mit Vögeln, Drachen und den seltsamsten Gewächsen prangend, mit den mißfarbigen Tapetenfetzen harmonirten, die im Zugwind durcheinander flatterten. Den Boden deckte eine gleichfalls sehr verblichene Matte; ein runder Tisch mit eingelegter Platte und gedrehten Beinen, der in der Ecke vor den Divans stand, erinnerte ihn an die gute alte Frau in weißen Haaren, welche dort gefessen und ihm manchmal Confect, manchmal aber auch nur Schiffszwieback aus den Schubladen gezogen hatte. Wie wußte er das alles jetzt so deutlich — und doch, wie lange Jahre war das her! was hatte sich seitdem um ihn verändert! Scufzend strich er wie sich besinnend über Stirn und Augen, dann sah er in die kleine dunkle Küche, auf dessen Heerd noch Holz geschichtet lag, und trat, Thür und Fenster hinter sich geöffnet lassend, mit einem tiefen Athemzuge wieder in das Freie.

Auch „Freitag“ drückte seine Freude, wieder frische Luft zu athmen, durch ein Paar Freuden-sprünge aus, die das baufällige Gebäude in seinen Grundvesten erzittern und die Glöckchen eifrig klingeln machten. Bei ihrem Geläute erinnerte sich der Knabe an die versäumte Essensstunde. „Du armer Schelm wirst wohl auch Hunger haben“ sagte er

zum Hunde, und da er in der Nähe unter einem Baume eine Bank entdeckte, die noch ziemlich sicher auf den Füßen stand, da öffnete er endlich seine Büchse, um hier in einer zwar verwilderten aber noch immer wunderlieblichen Umgebung die erste Mahlzeit mit seinem neugeschenkten Freunde zu halten. Ei! wie das aber auch den beiden schmeckte! und wie sich Hugo freute, daß ihn Frau Wunderlich, die Schaffnerin, gerade heute so reich versehen hatte! Sie wurden beide nicht nur gründlich satt, sondern es blieb auch noch ein hübscher Vorrath „zum Abend-imbiß“ — so erklärte er dem Hunde, der verwundert zusah, wie der Knabe die Reste wieder sorglich in Papier verpackte — „denn wir werden spät nach Hause kommen.“

Ach! Hugo ahnte nicht, wie prophetisch er gesprochen hatte! — — That es die tiefe Stille rings, die Wärme, oder kam es von der ungewohnten Anstrengung des Tages? unmerklich fielen ihm die Augen zu, auch „Freitag“ streckte sich behaglich auf den weichen Grasteppich zu seinen Füßen aus und bald verkündeten die regelmäßig-tiefen Athemzüge den festen und gesunden Schlaf der beiden. Neugierig lauschte eine Amsel von dem nächsten Zweige auf sie nieder, während die Stille rings nur um so tiefer, die Hitze drückender und der Himmel von einem feinen grauen Dunst umzogen wurde. Mit einmal kam ein schwacher Windstoß von dem See her, dem die Glöckchen zitternd und leise klingend Antwort gaben; ein Taucher ließ aus dem Schilf seinen dunklen Ruf vernehmen, die Amsel huschte ängstlich in das Dickicht und nur die beiden Schläfer ließen sich nicht stören. Doch endlich schreckten beide in die Höhe: ein dumpfes Dröhnen rollte über ihren Köpfen; ehe Hugo sich noch besinnen konnte, wo er war und was das alles zu bedeuten habe, zerriß ein greller Blitz die düstere Luft, ein neuer härterer Donnerschlag erfolgte — es war kein Zweifel: ein schweres Ungewitter war im Anzug. Bald fielen einzelne verlorne Tropfen durch die Zweige, und nicht lange, so brach der Regen schon in Strömen nieder. Die Luft verfinsterte sich mehr und mehr, ein Sturm erhob sich und wie sich unser überraschtes Pärchen auch zusammendrängte, bald kam die Sprißfluth von der einen, bald von der andern Seite — es blieb nichts übrig, als durch Sturm und Regen nach dem chinesischen Haus zu fliehen und sich, so gut es ging, darinnen einzurichten, bis sich das Wetter eines besseren besinnen und die Heimfahrt über den See erlauben würde.

Ein Blick nach diesem zeigte Hugo freilich, wie recht sein Vater hatte, wenn er ihn einen falschen

türkischen Gefellen nannte. Wo vor Kurzem noch der Widerschein des blauen Himmels aus der spiegelklaren Fluth geleuchtet hatte, da schlug es jetzt hochauf in dunkeln Wogen, die zornig ihren Schaum herüberspritzten. Die Ufer waren theils im Nebelgrau verschwunden, theils drohten sie unheimlich wie fortgerückt in weite, weite Ferne, mit ihren sturmgepeitschten Bäumen das Bild der trostlosen Verlassenheit vermehrend, das sich dem Knaben plötzlich vor die Seele stellte. Er erschien sich von der Welt geschieden, wie losgetrennt von allem, was das Leben lieb und schön macht, und schauernd wandte er den Blick von der wildempörten Wassermasse, die zwischen ihm und seiner Heimath lag, um sich mit seinem zitternden und triefenden Begleiter in den Schutz desselben Häuschens zu begeben, das er vorhin mit einer ähnlichen Empfindung des Grauens und der Scheu verlassen hatte. Hier auf der niedern Polsterbank gelagert, den Kopf des Hundes zwischen seinen Knien, fühlte er die schwachen Wände um sich her erzittern vor dem gewaltigen Rollen und Dröhnen des Donners, dem Brausen des Windes und der Wucht der niederstürzenden Wassermassen, hörte er das unablässige Geklirr der Fensterscheiben, wie das winnende Geschirr der Glöckchen draußen, das unheimlich durch den Aufruhr tönte. Von dem unbewußten Wunsch geleitet, eine Menschen-Stimme, und wäre es nur seine eigne, zu vernehmen, sprach er fast unaufhörlich mit dem Hunde, der immer fester sich an ihn schmiegend, kein Auge von dem Antlitz seines Retters und Beschützers wandte — und ach! wie that es dem verlassen Menschenkind so wohl, in dieses treue Thierauge zu sehen, die Athemzüge eines lebendigen Geschöpfes und seine Wärme sich so nah zu fühlen! Es war ein Herz, das wie das seine klopfte, es waren Nerven, die wie die seinen zitterten und bebten, wenn sich die Donnerschläge gar zu furchtbar folgten, wenn Blitz auf Blitz die Dunkelheit durchzuckend, den engen Raum mit grünem und gelbem Feuer füllten. In solchen Augenblicken, wenn sich die ganze fremde Wildheit der entfesselten Naturmacht vor uns aufthut, fühlt sich der Mensch dem Thier verwandt und näher.

Trotzdem Hugo auf diese Weise die Schrecken des Gewitters weniger empfand, als es ohne die Gesellschaft seines schwarzen Freundes der Fall gewesen wäre, so dankte er doch Gott aus voller Brust, als es endlich, schwach und schwächer werdend, mit leisem Grollen in die Ferne zog. Die Thür öffnend, wollte er sogleich in's Freie treten, allein ein Wasserstrom, der augenblicks hereinschoß,

ließ ihn dieselbe eilig wieder schließen. Er riß das Fenster auf und sog mit vollen Zügen die frische Luft ein, indem er, geduldig oder ungeduldig, wartete, bis die Wasser sich verlaufen hatten und sie sich auf den Heimweg machen konnten. Endlich — kaum schimmerte der Grund des Weges wieder durch die Bäume — stürzte er mit einem Jubelruf hinaus; der Hund, mit fröhlichem Gebelle ihm erst folgend, sprang dann rasch voraus, der Gegend zu, in der sie ihren Kahn gelassen hatten. Hugo, so eilig er es selber hatte dahin zu gelangen, konnte doch nicht umhin, bald rechts, bald links, bald wieder hinter sich zu blicken. Denn es war eine große Herrlichkeit im Walde, dergleichen er noch nicht gesehen hatte: jeder Grashalm trug ein Perlenkrönchen, zahllose Diamanten blitzten auf den Blättern, und die Tropfen, die ab und zu noch von den Bäumen fielen, funkelten bald blutroth wie Rubinen, bald sprühten sie in allen Regenbogenfarben das Unbeschreibliche des Sonnenfeuers. Die Sonne mußte wohl schon tief am Horizonte stehen; der See, der kaum noch wie ein Wüthender gerast, lag rosig angehaucht und so friedlich wie ein schlummerndes Kind in seinen Ufern, die in dem wundervollen Farbensaft des Abends wie in einer himmlischen Verklärung schwammen. Immer tiefer, prächtiger erglühete Erd' und Himmel und bald lag die weite Wasserfläche purpurn im Widerscheine glänzend vor den entzückten Augen des einsamen Knaben, der wie trunken in die Landschaft starrte, bis ihn ein wüthendes Gebell des Hundes aus seiner lieblichen Verzauberung erweckte.

Erschrocken lief er, so rasch es auf dem schlüpfrigen Wege gehen wollte, der Stelle zu, aus der das Wellen schallte und wo er seinen „Freitag“ in der äußersten Bedrängniß glauben mußte. Es war dieselbe, an welcher sie vor Stunden — ihm war, als wären Tage darüber hingegangen — auf der Insel hier gelandet waren. Der Hund sprang ihm entgegen und mit den schmutz- und schlammbedeckten Füßen voll leidenschaftlichster Erregung an ihm in die Höhe, dann lief er wieder nach dem Strand zurück und bellte heiser in den See hinaus. Was war das? Blitzschnell durchzuckte Hugo eine Ahnung, ein heißer Schrecken schlug durch seine Glieder und athemlos die Landspitze erreichend, sah er sich mit verwirrten Augen um. Ja wohl! das waren noch dieselben Bäume, in deren Wurzeln sich sein Kahn verfangen, an deren Stamm er ihn befestigt hatte — die Bäume standen noch; der Kahn — war fort! Kein Kahn, kein Fahrzeug weit und breit zu sehen! Der Sturm, das Wetter hatten ihn verschlagen — wenn nicht gar vernichtet.

Eine Weile stand er wie betäubt, rathlos, thatlos, dann lief er uferab und uferauf, immer gefolgt von seinem gleichfalls aufgeregten Begleiter, dessen heißes Wellen zeitweise in ein heulendes Gewinsel überging. Athemlos, erhitzt, in Schweiß gebadet, mußte sich der arme Knabe endlich sagen, daß all sein Spähen umsonst, seine Anstrengung vergeblich sei; das Boot war fort, die Heimfahrt war unmöglich. Er setzte sich auf einen Stein am Ufer — was war ihm jetzt die Schönheit dieses Abends? Der See lag vor ihm wie ein Meer von Blut, das sich mit jedem Augenblicke dunkler färbte; der Purpur ging allmählich in Violett, das Violett in dunkle Schattenbläue über — noch einmal lief ein Leuchten über Wasser, Land und Himmel, dann sank die Sonne; die Dämmerung brach ein, es wurde Nacht. Da kam es über ihn, das Gefühl der unsäglichen Oede, einsamer hülfloser Verlassenheit — es kam mit Macht, er konnte sich nicht wehren — er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und — that, was er seit seiner Kinderzeit nicht mehr gethan, er weinte bitterlich.

Mit einmal schob sich etwas zwischen seine Hände, ein warmer Hauch berührte seine Wange, und als er aufsaß, wahrlich! da mußte er durch seine Thränen wieder lächeln, als er das schwarze ehrliche Gesicht des Hundes treuherzig tröstend vor dem seinigen erblickte. Nein! er war nicht allein, war nicht verlassen; er war jetzt wirklich Robinson auf seiner Insel und er hatte wirklich seinen treuen Freitag! Mit dem Gedanken kam ihm wieder Ruhe, ja, eine Art von innerer Befriedigung: erlebte er jetzt nicht das schönste Abenteuer, das sich ein Held in seinen Jahren wünschen konnte? Wohl kam ihm noch die Sorge um den Vater; doch dieser würde heut nicht nach ihm fragen, ihn in seinem sichern Bette glauben, und morgen — ei! da wollte er schon beichten und bitten, dem verlorenen Sohne zu verzeihen. „Nur diese Nacht! und sie geht bald vorüber —“ sagte er halb für sich, halb zu dem Thiere. Er hielt die Rechte schmeichelnd auf dem Kopfe des Hundes und so wanderten sie zusammen denselben Weg zurück, den sie vom chinesischen Häuschen bis hierher — mit wie andern Hoffnungen! — gegangen waren. Wo hätten sie sonst auch übernachten sollen, als in dem vorhin so gern verlassenem Gebäude? Die Bäume regneten noch immer leise nach und der Moosteppich des Waldes war von Millionen Wasseräderchen durchsickert — ja! Hugo konnte sich nur freun ein Dach zu wissen, das ihn in Ermangelung einer Höhle à la Robinson vor dem Einflusse der feuchten Nachtlust schützte. Und

nun, da an der Sache einmal nichts zu ändern war, nahm er sich wie ein kluger Junge vor, die besten Seiten an ihr aufzufinden.

Da war vor allem die vergessne Abendmahlszeit! Er fühlte wieder, daß er Hunger hatte, und es war nur schade, daß man sie nicht im Freien halten konnte; im Häuschen war es gar zu ungemüthlich dunkel. Doch in der Dunkelheit ging ihm mit einem Male ein Gedanke, wie ein Licht auf. Hatte er nicht auf dem Küchenherde noch eine ganze Schicht von Holz gesehn, darunter eine Anzahl feingeschnittner Kienspähne, wie man sie in der Gegend allgemein zum Anzünden verwandte? Und wußte er nicht, daß im Mittelalter solche Späne, in Eisenringen an der Wand befestigt, die Halle manches armen Ritters zu erleuchten hatten? Gut denn! er war heut solch ein armer Ritter und mittelalterlich genug war das Feuerzeug, das er auf einem Postamente an der Wand entdeckte: ein schwarzes Eisenkästchen mit verschiedenem wunderlichen Material. Ein Glück, daß er sich ungefähr der Art erinnerte, wie man Stein und Stahl zusammen schlug und den Funken mit einem Schwefelfaden aus dem Zunder fischte — es kostete ihm Anstrengung genug das Kunststück nachzuahmen, aber er fühlte sich auch wundervoll belohnt, als die Steine wirklich Feuer gaben, der Schwefelfaden wirklich zu brennen anfang und bald darauf zwei kleine Kienfackeln den engen Zimmerraum so weit erhellten, daß die Injassen friedlich tafeln konnten. „O Robinson! du hattest es doch schwerer“ — dachte Hugo, und die Pagoden, die als Fackelträger dienten, nickten feierlich den beiden zu, denen das Butterbrod, die Wurst, der kalte Fisch und Braten köstlich mundete — kein Knöchelchen blieb übrig, keine Gräte! „Freitag! Freitag!“ warnte Hugo — „denk an morgen!“ Freitag schüttelte den dicken Kopf; „was morgen? schien sein zufriedener Gesichtsausdruck zu sagen und „was morgen!“ sagte auch der Knabe — „da leben wir von Wurzeln und von Beeren, die sollen sehr gesund und nahrhaft sein.“

Jetzt aber seufzte er tief auf. Morgen — sein armer Vater! Wenn er nun morgen nach seinem Kinde fragte, und Niemand wußte ihm zu sagen, wo es war. — Eine große Sehnsucht überkam ihn; jetzt eben, wo er ihm so ferne war, fühlte er, wie nahe sie sich standen — er hätte sich in seine Arme stürzen und ihn trösten mögen. Trösten? über was? bedurfte der verschlossene Mann des Trostes? er, der sich in seiner Welt genügte, dem eine seltne Pflanze im Gewächshaus über alles ging, der keiner Freunde nöthig hatte, nicht einmal des

Bruders, der ihm so nahe wohnte und so ferne stand? Warum kam er nicht einmal nach Burgthof? und weshalb wurde nie von ihm gesprochen? Seltfam, wie sich hier, in seiner Einsamkeit und Verlassenheit, dem Knaben gerade diese Fragen vor die Seele drängten. Gewiß trug viel dazu das Wunderbare seiner Lage bei: die phantastisch flackernde Beleuchtung — bald flammten beide Fackeln düster auf, bald drohten sie hellknisternd zu verlöschen — der strenge Duft des Harzes, das herausquoll, das Weihrauchartige, Berausende desselben — die tiefe Nachtruhe des Waldes draußen — nur manchmal klang ein Glöckchen wie im Traume — dazu der fremde Hund zu seinen Füßen, den er um seinen sanften Schlaf beneidete. — Um die Gedanken von sich abzuwehren, die ihn so erregten, nahm er das Zeitungsblatt, in das die Speisereise eingewickelt waren, und versuchte es darin zu lesen. Es war ein altes, dessen Inhalt, Lokalanzeigen, ihn nur wenig interessirte; mißmuthig steckte er es wieder in die Büchse. Dabei fiel eine zweite Einlage heraus, von feinstem Postpapier, doch ganz zerknittert. Vermuthlich hatte sie Frau Wunderlich dazu benutzt, das Salz hinein zu thun. Er glättete das Blatt mechanisch auf dem Tische und bemerkte, daß es, von einer festen Männerhand beschrieben, das abgerissene Bruchstück eines Briefes war. Schon die ersten Worte erregten sein gespanntes Interesse und bald wußte er, daß es derselbe Brief war, der seinen Vater gestern so erregte.

„Bruder! Bruder! und soll denn auch die arme Insel unsre Schuld mit büßen? der Ort, wo wir als frohe Kinder einst gespielt, wo die Unseren so glücklich waren, über unserm langen Streit verwildern? Du willst, daß sie von Grund aus umgestaltet, ich, daß sie so, ganz so erhalten wird, wie wir sie kennen. Doch während Du in reinem Eigensinn an Deinem ersten Vorschlag festhältst, war ich und bin ich noch zu jedem annehmbaren Vergleich bereit. Nur kann ich nie zugeben, daß das Bauwerk — Du nennst es freilich nicht mit Unrecht zopfig — abgebrochen, der Wald gefällt und der Erlös zu neuen Anlagen verwendet wird. Das Erste hieße unsre heiligsten Erinnerungen verletzen, das Zweite der Insel ihren schönsten Reiz zerstören. Verstehst Du nicht, was unsre gute Mutter wollte, indem sie uns dieselbe ohne weitere Bestimmung zu gemeinsamem Gebrauche überließ? Sie, die unsre Güter von einander scheidet, sollte sie auch wiederum verbinden, und nicht allein die Güter, auch die Herzen. — Sie sollte uns und unsre Kinder immer wieder zu einander führen, wenn mein heißer

und Dein harter Kopf (die sie wohl kannte) unbrüderlich einmal zusammenstießen: Der „Eintrachtstempel“ sollte uns vereinen in altgewohnter froher Tafelrunde, die Schönheit der Natur, die Erinnerung an unsre Kindheit, unsre Jugend, an all die hübschen Feste, die wir hier gefeiert, sollte uns versöhnen und die Liebe, die uns beiden — Du magst Dir dagegen einreden, was Du willst — zu unserm Glück unentbehrlich ist, sollte sich immer wieder hier erneuen zwischen uns. Seit Jahren meidest Du schon unsre Schwelle, auf alle Bitten, selbst die meiner Frau, hast Du keine Antwort — wie kann ich wagen, da zu Dir zu kommen? Auch die Insel habe weder ich, noch hat sie eins der Meinigen betreten seit jenem Tage, wo der unselige Wortstreit uns entzweite — bald nach dem Tod der Mutter — es werden in dieser Woche sieben Jahre. Denke: sieben Jahre! Unsre Kinder werden größer, klüger — was sollen wir ihnen sagen, wenn sie nach ihren nächsten Blutsverwandten fragen? Ist's nicht, als wären wir durch Land und Meer geschieden, während wir beide bis zur Insel kaum ein Stündchen haben?

Es ist wahr: ich bin hitzig gegen Dich geworden, habe Dich beleidigt, indem ich Dich des Mangels an Pietät beschuldigte und Deine steifen Anlagen, die Vorliebe für alles Fremde, Seltne im Gegensatz zu unsrer heimischen Natur verspottete; doch wie kannst Du ewig über Worte zürnen, die mir nur in der Aufregung entschlüpfen? Mußt Du nicht gleichfalls eingestehen, daß Du mich schwer gereizt mit Deinem Vorschlag? — Ach Bruder! Noch einmal, zum letzten Male biete ich Dir die Hand: laß die Insel, statt zum Zankapfel zwischen den Geschlechtern, zum Mittelpunkt fröhlicher Familienfeste wieder werden! Stößest Du mich auch dieses Mal zurück“ —

Hier endete das Blatt, es war an eben dieser Stelle abgerissen — ein Zeichen, daß sein Vater sie zurückgestoßen hatte, jene Hand, die sich so derb und ehrlich nach der seinen streckte. Seufzend besah Hugo den scharfen Riß; in seinem weichen Herzen fühlte er ihn nach, wie einen unheilbaren zwischen Brüdern. Er wußte, daß seinem Vater ein gewisser Starrsinn inwohnte und daß er in manchen Punkten, besonders was seine Liebhabereien anbelangte, sehr empfindlich und in Folge dessen unverföhlich war. Trübselig brütete Hugo vor sich hin, machte und verwarf wohl hundert Pläne, wie er die Brüder wieder zu einander führen und die Insel aus ihrem Bann erlösen könne, am Ende ganz vergessend, wo er sich befand, bis auch das letzte Fünkchen an den dünnen Rienspänen verglommen und der blasse Widerschein des Mondes, ohne daß er

von der Wandlung etwas merkte, an die Stelle der unruhig flackernden Beleuchtung getreten war. Da, wie die Natur ihr Recht an dem jungen müden Körper geltend machte, verwirrten sich auch seine suchenden Gedanken; das wache Träumen ging in ein wirkliches über und nicht lange, so warfen die rothen, blauen, grünen Fenstergläser ihre märchenhaften Flimmerscheine über Matte, Divan und die beiden Schläfer, die in der weltentlegenen Einsamkeit des Inselwaldes so sanft und sicher ruhten, wie Könige nur je im Ring der treuesten Wächter.

Es war wieder Morgen geworden; die Sonne schien wieder statt des Mondes durch die Fenster und das Stübchen sah fast lustig aus, als Hugo erstaunt sich die Augen reibend, von seinem ungewohnten Lager in die Höhe fuhr. Er mußte sich besinnen, wo er sich befand, wie er hierhergekommen und wer der zottige Gefelle war, der sich da gähmend vor ihm schüttelte und reckte. Dann freilich kam ihm die ganze Schwere seiner Lage, der Gedanke an den Vater, aber mit dem Tageslichte auch der Muth zurück, der ihn gestern fast verlassen hatte. „Hm“ — meinte er, den Hals des Hundes klopfend — „hier scheint uns Niemand zum Kaffee zu rufen; auch für Waschwasser, Seife und dergleichen ist sehr schlecht gesorgt — was thun? man wird sich à la Robinson freistren.“ — Sachte fuhr er sich mit dem Fingerring durch seine Haare und kam sich, in den kleinen blinden Spiegel blickend, über Nacht schon recht verwildert vor. „Komm, Freitag! laß uns unser Morgenpromenade machen!“ So zog er mit dem Thiere in den goldnen Morgen; die Vögel, deren Sangeszeit lang zu Ende, liefen hin und wieder über ihren Weg, Würmchen und Käferchen im Schnabel tragend. Sie hatten nach dem gestrigen Gewitter eine reiche Ernte und ihr Frühstückstisch war gut besetzt. Anders bei unsren beiden Wanderern! Von Früchten fanden sie nur halbreife Brombeeren, die Hugo vor der Hand noch stolz verschmähte, und Wurzeln — ach! wer sagte dem unwissenden, verwöhnten Knaben, wo er nach einer solchen graben könne, die genießbar und dabei nicht schädlich sei? Nein! damit war es nichts und für den armen Freitag wuchs

vollends kein Gericht auf dieser Insel. Doch — lag nicht der ganze lange Sommertag vor ihnen und mußte nicht früher oder später doch die Stunde kommen, die sie von diesem unwirthbaren Eilande erlöste?

Ein Rundgang um dasselbe zeigte zwar mit jeder neuen Wendung landschaftliche Reize, die Hugo immer wieder sehr entzückten, wenn auch seine Hoffnung, das losgerissene Boot irgendwo in einem Weiden- oder Schilf-Verstecke zu entdecken, sich leider als eine vergebliche erwies. Aber — konnte nicht derselbe wunderbare Zufall, der ihn gestern nach dem Lande seiner Sehnsucht führte, sich in umgekehrter Weise heute wiederholen? Da Feenhülfe nicht mehr



üblich ist, so mußte er wohl an Menschenhände glauben, die bei dem Zufalle im Spiele waren — ja! es kam ihm der Gedanke, daß er sehr unrechtmäßig gehandelt hatte, als er fremdes Eigenthum entführte, und daß ihm nur die Strafe für sein Thun geworden war. Für alle Fälle und damit man von den Ufern aus ein Zeichen habe, wo der verlorne Sohn zu suchen sei, pflanzte er an der kleinen Landungsstelle in der Nähe des chinesischen Häuschens eine Stange mit seinem Taschentuch als Fahne in den Boden. Darnach hielt er seinem melancholisch blickenden Gefährten eine Rede, in welcher er denselben zu trösten

suchte. Freitag gab seine Zustimmung durch ein anhaltendes Schwanzwedeln zu erkennen und litt es dann mit großem Anstande, daß Hugo, nachdem er selbst ein Bad im See genommen hatte, auch ihn, so gut es ging, einer Art von Morgenwäsche unterzog. In den See zu springen und darin zu baden, dazu konnte er ihn trotz aller Mühe nicht bewegen; gegen das Wasser desselben schien er eine so gründliche Abneigung gefaßt zu haben, daß es den Knaben in der That beunruhigte. Bestand doch seine letzte Aussicht auf Errettung in einer Schwimmtour nach dem festen Lande! Und zweifelte er schon bei seiner Ungeübtheit in der edlen Schwimmkunst und der ihm nun bekannten Tücke des Gewässers an den eignen Kräften, was sollte er dann vollends mit dem armen Hund beginnen.

Doch wozu sich vorzeitige Gedanken machen?

In der Hoffnung, daß man, wenn nicht nach ihm, doch nach dem verlorenen Rahne suchen werde, beschloß er ruhig bis zum Nachmittag zu warten. Es war ja hier so schön, wohin man blickte, und als er an einer freien sonnigen Anhöhe ein Fleckchen voll Erdbeeren entdeckte, da meinte er noch niemals köstlicher gespeist zu haben. Freitag freilich wandte sich mit Schaudern ab, als er ihm ein Paar der würzigen Früchte zum Versuchen reichte, dafür verschlang er um so gieriger die letzte Rinde Brot, die Hugo noch in seiner Tasche fand. Neugestärkt setzte dieser seine Entdeckungsreise in das Innere des Inselwaldes fort, der hier und da an Ueppigkeit und Wildheit einem Urwald nicht unähnlich war. Es gab Stellen, an denen Hugo seinem Vater Recht gab, wenn er die Bäume hier gefällt, den Wald gelichtet wissen wollte — Stellen, wo uralte gestürzte und verfaulte Stämme ihm den Weg versperreten, während Epheu und andres Schlinggewächs die stehenden umrankten und, von einem Baume nach dem anderen sich ziehend, grüne Ehrenpforten und Guirlanden, aber öfters noch ein undurchdringliches Gewirr bildeten. Unheimlich war die tiefe Stille, die hier brütete, das Dürster, welches unter diesem dichten Laubdach herrschte, der Dunst der eingefangnen Feuchtigkeit von gestern, zu der die Sonne keinen Zutritt hatte, und gerne wandte er sich immer wieder aus diesen malerischen Waldestiefen nach dem Außenrand der Insel, der überall durch freundliche, wenn auch verwilderte Anlagen bezeichnet war. Besonders interessirte es ihn, die jenseits liegenden, ihm noch unbekanntem Ufer des Festlandes zu studiren. Sie unterschieden sich nur wenig von denen seines heimischen Bezirkes; nirgends erblickte er ein Feld, ein Haus, nirgends die Spuren einer Menschennähe. Wenn dort die Güter seines Onkels lagen, so mußte er weit hinter'm Walde wohnen, und überdies, wie durfte Hugo, nachdem er seines Onkels Brief gelesen, von dort auf eine Hülf für sich rechnen? Er und die Seinigen vermieden diese Gegend, wie sie sein Vater mied und wie er, Hugo, sie hatte meiden sollen. — — Hätte er's gethan!

Unruhig kehrte er immer wieder auf den Platz zurück, wo seine Fahne, von keinem frischen Luftzuge geschwellt, trübselig in den See hinausging.

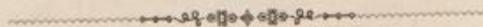
Die Hitze stieg auch heute mit der Sonne, zum Un-erträglichem, wie Hugo meinte. Das machte seine Ungeduld, mit der er nach der heimischen vertrauten Gegend blickte, nach jenen Bäumen, unter deren Schatten er gestern — war es in der That erst gestern? — an seinem wunderbaren Floß gezimmert hatte. — — Doch! so oft ihn Auge und Gehör auch täuschten, keine suchende Gestalt war drüben an dem Rand des Waldes zu erblicken, kein Ruf, kein Lebenszeichen ließ sich hören, kein Fahrzeug stieß vom Ufer, um den vermißten Sohn zu suchen! — Was war das? wurde er gar nicht vermißt? bekümmerte sich Niemand um sein Bleiben? Hatte sein Vater nicht nach ihm gefragt? verschloß er sich noch heut in seinen Zimmern? Es quoll ihm heiß herauf in Schmerz und Liebe; mit Schreck erinnerte er sich seines bleichen Aussehens, des Bitterns seiner Hände, die den Brief zerrissen, den Brief des einzigen geliebten Bruders! Ja Hugo wußte, daß er ihn geliebt, vielleicht zu sehr, um ihm, gerade ihm die Kränkung zu verzeihn, wie er sie einem Andern, Gleichgültigen verzeihen haben würde — er wußte, denn seine Augen waren plötzlich klar geworden, was sein Vater unter dem Zerwürfniße gelitten hatte und noch litt, wie er aber viel zu stolz war um sein Leid zu zeigen; das ganze Wesen des früh verwittweten Mannes war ihm nun erklärt. Den Sohn, das einzige geliebte Kind, hatte er seit vielen Jahren schon, der Schule wegen, Fremden übergeben müssen; sie sahen sich seitdem nur in den Ferien, und ach! wie wenig — Hugo fühlte es mit bitterer Beschämung — hatte dieser Sohn bis jetzt gethan, die Liebe seines armen Vaters zu erwidern, den Bann der äußeren Entfremdung, der sich auch zwischen ihnen mehr und mehr bemerklich machte, durch vermehrte Zärtlichkeit zu brechen und sein Vertrauen endlich zu erringen! Gewiß er wollte es, wollte mit der ganzen Kraft seines weichen liebevollen Kinder-Herzens sich an das seine schmiegen und ihm sagen — — ja! was hätte er nicht alles sagen wollen jetzt in dieser Stunde, wo er ihm so ferne war, wo kein Ruf das Vaterrohr erreichte und seine Stimme ungehört und unerwidert in dieser Wald- und Wassereinsamkeit verklang.

(Schluß folgt.)

### Sprüche von Friedrich Güll.

Die Wolken ziehen in die Ferne,  
Und über mir gehn auf die Sterne:  
Ich hab' nicht an die heitre Nacht  
Den düstern Tag hindurch gedacht.

Immer gehst wie auf der Spähe,  
Guckst wie einer nach den Sternen:  
Was du hast in nächster Nähe,  
Suchest du in fernsten Fernen.



## Dr. Luther am Schreibtisch.

Von

Julius Sturm.

Mit Original-Zeichnung von Paul Thumann.



Der Doctor Luther saß und samt,  
Sein Söhnchen stand dabei,  
Und Luther schrieb und Häschen sang,  
Als ob's ein Vöglein sei.

Studire, wer studiren mag  
Bei solchem Klang und Sang!  
Ein strenger Blick, ein ernstes Wort! —  
Dem Kleinen wurde bang.

Doch lange währ' es nicht, so klang  
Das Liedchen fort auf's neu;  
Nur sang das Hänschen leiser jetzt  
Und mit geheimer Schen.

Da lächelte der Gottesmann,  
Weil ihm ein Gleichniß kam,

Das er von seinem lieben Kind  
Für sich und uns entnahm.

Er schrieb: „Also will Gott es auch,  
Deß Güte täglich neu:  
Wir sollen vor ihm fröhlich sein  
In ehrerbiet'ger Schen.“

## Abraham.

Arabische Legende. Von Julius Sturm.



Als Abraham ein Kind noch war,  
Da brachte Nimrod ihm Gefahr  
Und macht' der Mutter Herz erbeben;  
Besorgt barg sie des Sohnes Leben  
In tiefer Höhle fünfzehn Jahr.

Und als vorüber die Gefahr,  
Führt sie den Sohn an treuer Hand  
Zum ersten Mal in's offne Land.  
's war eine wilde, wüste Nacht,  
Die Flügel schlug der Sturm mit Macht,  
Doch plötzlich riß der Wolkenflor  
Und leuchtend trat ein Stern hervor.  
Der Jüngling sah das reine Licht  
Und warf sich auf sein Angesicht  
Und hielt den Stern für jene Kraft,  
Die ruhig waltend wirkt und schafft.  
Da schwand des Sternes helles Licht  
Und Abram rief: „Ich bete nicht  
Zu dem, was wandelnd untergeht.“  
Nun trat in sanfter Majestät  
Der Mond aus dunklem Wolkenflor.  
Der Jüngling blickte froh empor  
Und sprach: „Das muß der Meister sein,  
Wie ist sein Glanz so mild und rein!“  
Doch als der Mond geschwunden war,  
Da ward es ihm von neuem klar,  
Daß er geirrt auch dieses Mal,  
Denn wieder sank die Nacht aufs Thal.

Allmählich aber wich die Nacht;  
Die Sonne stieg in voller Pracht  
Empor am blauen Himmelszelt  
Und vor dem Jüngling lag die Welt;  
Geblendet war sein Auge ganz  
Von all der Pracht und all dem Glanz.  
Er staunte über Baum und Strauch  
Und athmete der Blüten Hauch,  
Und stand und lauschte wonnebang,  
Wenn über ihm ein Vöglein sang,  
Und warf, anbetend vor der Sonne,  
Sich in den Staub, berauscht vor Wonne,  
Und rief: „Nur du, nur du allein  
Kannst dieser Schöpfung Meister sein!“  
Doch als der Sonnenball vollbracht  
Den Lauf und wieder tiefe Nacht  
Die Welt verdeckt mit dunklem Flor,  
Da blickte Abram ernst empor  
Und sprach: „Nie richt' ich mein Gebet  
An das, was wandelnd untergeht.  
Mir ahnt, hoch überm Himmelszelt  
Throni unsichtbar der Herr der Welt,  
Und ihn nur, der mit seinem Ruf  
Den Himmel und die Erde schuf  
Und ewig lenkt der Welten Bahn,  
Den Unsichtbaren bet' ich an!“  
Und neigte tief sich im Gebet  
Vor Gottes ew'ger Majestät.

Wir freuen uns die anmuthigen und sinnigen Gedichte von Julius Sturm und das schöne Blatt von Meister Paul Thumann unsern Lesern hier mittheilen zu können, welche wir mit Erlaubniß der Verlagshandlung C. F. Amelang in Leipzig der soeben erschienenen Sammlung „**Immergrün. Neue Lieder von Julius Sturm**“ entnehmen, die mit zwölf prächtigen großen Illustrationen von **Paul Thumann** geschmückt ist. Wir empfehlen dieses mit überraschendem Glanz und Geschmack ausgestattete Werk als eine wahrhaft prächtige Weihnachtsgabe für die Erwachsenen. Wir begrüßen die vereinte Gabe, welche hier Dichter und Zeichner, unsere bewährten Freunde, allen Freunden gemüthvoller Schönheit unter den Weihnachtsbaum legen.

## Deutsche Kaiserbilder.

Von **Fedor von Köppen.**

Mit Original-Zeichnungen von **Woldemar Friedrich.**

Heinrich der Vierte. II.

(Fortsetzung.)

Viele von den Großen suchten unterdessen die Gnade des Königs, andere warfen sich hinter feste Mauern und wollten mit den Waffen in der Hand unterhandeln. Aber der König forderte bedingungslose Unterwerfung, und als diese nicht erfolgte, stand er zur angesagten Zeit abermals mit einem Heer in Thüringen. Da fühlten die Sachsen, daß ihnen keine andere Wahl mehr blieb, als die starren Nacken zu beugen.

Auf der Ebene bei Speier unweit Sondershausen am Südbahne der Hainleite war das Heer in zwei langen Linien aufgestellt. In der breiten Gasse zwischen beiden erschienen die sächsischen Großen, unbewaffnet und barfuß, wie es die Sitte der Zeit

von Büßenden verlangte. Graf Otto von Nordheim, vormals Herzog von Bayern, Magnus Billung, der sich Herzog von Sachsen nannte, und sein Oheim Hermann, Bischof von Magdeburg, Burghard, Bischof von Halberstadt, Pfalzgraf Friedrich von Gossek, mit ihnen viele andere Grafen und Ritter traten vor das strenge Antlitz ihres Herren. Allen wies der König ritterliche Gast an bis zum nächsten Fürstentage, auf welchem das Urtheil gesprochen werden sollte.

Otto von Nordheim, der eigentliche Leiter des Aufstandes, ward zuerst aus der Gefangenschaft entlassen, sei es, weil der König altes Unrecht an ihm zu sühnen hatte, sei es, weil er seine Fähigkeiten schätzen gelernt und sich in ihm einen einsichtsvollen Rathgeber für die Zukunft zu gewinnen wünschte.

Heinrichs früherer Rathgeber, Adalbert von Bremen, war schon vor drei Jahren in die Grust gesunken, ohne die Ziele seines ehrgeizigen Strebens erreicht zu haben (März 1072). Nun starb auch Hanno von Köln. Auch er hatte die Wandelbar-

keit des Glückes erfahren müssen. Sein Einfluß in Rom, sowie am Hofe des Königs war dahin. Durch einen Straßenaufstand, den er durch seine herrische Strenge selbst hervorgerufen hatte, ward er aus Köln vertrieben, und durch ein furchtbares Strafergericht, welches er über die Kölner Bürger verhängte, beraubte er sich aller Theilnahme unter der Bevölkerung. Einsam und ungeliebt starb der harte Mann an einer

schrecklichen Krankheit, nachdem die Nachricht von der Niederlage seiner Freunde an der Unstrut ihm noch seine letzte Lebenszeit verbittert hatte (Dezember 1075).

Sieger über seine Feinde, befreit von dem hemmenden Einflusse der Männer, die seine jugendlichen Kräfte niedergehalten hatten, durfte nun Heinrich das stolze Wort aussprechen: „Jetzt bin ich König!“ —

### 3. Kaiser und Papst.

Während König Heinrich in Deutschland den Aufstand der Sachsen niederwarf, erhob sich jenseit der Alpen ein neuer Gegner wider ihn, der um so gefährlicher war, da er ihn nicht mit gleichen Waffen zu bekämpfen vermochte. In den wenigen unruhigen Jahren seiner bisherigen Regierung hatte



sich die Verbindung Deutschlands mit Italien gelockert. Da die Anhänger des Kaiserthums in Italien ohne Unterstützung blieben, so hatte in Oberitalien allmählig eine römische Partei, welche ihre Hauptstütze in dem Papstthum fand, das Uebergewicht erlangt. In Unteritalien hatten sich kühne Abenteurer von der normannischen Halbinsel mit List und Gewalt der schönen Küstländer bemächtigt. Einer von ihren Führern, Robert Guiscard, d. i. der Schlaupopf, erhob sich zum Herzog von Apulien und Calabrien und wurde als solcher vom Papste anerkannt, wofür er ihm Lehnstreue gelobte und Beistand gegen seine Feinde versprach. Der schlimmste Feind König Heinrichs IV. aber saß auf dem heiligen Stuhle zu Rom.

Gregor VII., so nannte sich als Papst der Mann, welcher sich durch Kenntnisse und Fähigkeiten vom schlichten Bauersohn und Benedictinermönch von Stufe zu Stufe bis zur höchsten geistlichen Würde emporgearbeitet hatte. Sein eigentlicher Name war Hildebrand, und sein Vater Bonizo hatte ein kleines Ackergut bei dem Landstädtchen Saona in Toscana. Als Mönch und als Priester war er erfüllt von dem einen Streben, die Kirche von aller weltlichen Macht unabhängig zu machen und das Papstthum über jede zeitliche Fürstenmacht, auch über das Kaiserthum, dem es seine eigene Macht größtentheils zu verdanken hatte, zu erheben. Fürsten und Völker sollten unter der Oberhoheit des Papstes sich beugen. Schon seinen Vorgängern hatte er in diesem Sinne mit klugem Rathe zur Seite gestanden. Selbst zum Papste gewählt, (seit 1073), verfolgte Gregor dieses Ziel mit unbeugbarer Willenskraft, mit allen Hilfsmitteln, die sein feuriger Geist erfann, und mit allen Bundesgenossen, die sich ihm boten, bis an sein Ende.

Um vor Allem die Geistlichen in der Abhängigkeit vom Papstthum zu halten, erließ Gregor das Verbot der Priesterhe. Der Geistliche sollte von allen Bänden des Hauses und Herdes, der Familie und des Vaterlandes gelöst werden, um mit seinem ganzen Denken, Sinnen, Hoffen und Sorgen allein der Kirche zu gehören. Bisher war die Ehelosigkeit allein den Bischöfen auferlegt gewesen; Gregor forderte sie mit größter Strenge von allen Geistlichen und bedrohte diejenigen, welche sich dem Gesetze der Ehelosigkeit oder dem Cölibate nicht fügen wollten, mit dem Kirchenbann d. h. mit Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft. Dadurch wurden besonders Viele von der niederen Geistlichkeit in Deutschland hart getroffen, welche nun entweder die Ehe lösen oder ihre Aemter aufgeben sollten.

Deutsche Jugend. XV.

Ein anderes Verbot des Papstes richtete sich gegen die Unsitte des Kaufes und Verkaufes von geistlichen Würden und Gütern. Dieser unwürdige Handel hatte sich unter den früheren Päpsten eingeschlichen und wurde mit dem Namen der Simonie bezeichnet nach einem Mann Namens Simon, welcher nach der Apostelgeschichte den Jüngern des Herrn die Gabe Wunder zu thun mit Geld abkaufen wollte. Heinrich III. hatte lebhaft gegen diesen Mißbrauch geeifert und sich selbst völlig rein davon gehalten; nicht so der Sohn, dem man vorwarf, daß er Bischümer und Pfründen für Geld vergeben hätte, und auch unter seinen einflussreichsten Rathgebern befanden sich geistliche Herrn, die ihre Aemter durch Kauf oder Bestechung erlangt hatten.

Endlich beanspruchte der Papst die Bezeichnung der Bischöfe und Aebte mit Scepter, Ring und Stab, den Zeichen ihres weltlichen Besizes und ihrer geistlichen Würde, als ein Vorrecht der Kirche, und verbot die Einsetzung von Geistlichen durch weltliche Herren oder die Laien-Investitur. Da die Bischöfe aber ganze Ländereien als Reichslehen besaßen und zum Lehnsleid verpflichtet waren, so wollte der König als Landesherr auf das Recht, sie in ihre Würden einzusetzen, nicht verzichten.

Unbekümmert um diese Gesetze hatte König Heinrich IV. fortgefahen, die gebannten Rätthe in seiner Umgebung zu behalten und die Bischofsstühle in Deutschland und in Italien nach seinem Ermessen zu besetzen. Dadurch war der Unwille des Papstes gegen ihn rege geworden.

In der Pfalz zu Goslar, wo der König, noch gehoben von dem stolzen Gefühle des errungenen Sieges über die Sachsen, das Weihnachtsfest gefeiert hatte, empfing er eine Botschaft des Papstes, welcher ihm die dringendsten Vorstellungen machen ließ, ihn zur Buße und Sinnesänderung aufforderte und für den Fall, daß seine Ermahnungen fruchtlos blieben, mit dem Banne bedrohte (1. Januar 1076).

Zornig vernahm der König die anmaßende Sprache des Papstes. Er, der Sohn des dritten Heinrich, welcher Päpste nach eigenem Gutdünken ab- und eingesetzt hatte, sollte sich jetzt dem Willen eines Papstes beugen, bei dessen Wahl er nicht einmal angegangen worden war, das königliche Recht der Bestätigung zu üben. Auf einer Versammlung der weltlichen und geistlichen Großen des Reiches zu Worms ließ er die Absetzung des Papstes aussprechen (24. Januar). Auch die lombardischen Bischöfe schlossen sich diesem Ausspruch an, und eine Gesandtschaft ging nach Rom, um ihn dem Papste zu verkündigen.

In dem prächtigen Palaste, welcher der Lateran genannt wird, thronte der Papst inmitten einer glänzenden Versammlung von Bischöfen und Cardinälen (14. Februar). Hier las der Gesandte Roland von Parma mit kühnem Munde die königliche Botschaft vor, welche anhob mit den stolzen Worten: „Wir Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern von Gottes Gnaden König, an Hildebrand, der nicht Papst, sondern ein falscher Mönch ist.“ — Der Schluß lautete: „Ein Anderer besteige den apostolischen Stuhl, den du nicht nach Recht, sondern durch Raub erlangt hast. Ich gebiete dir mit allen meinen Bischöfen: Steige herab, steige herab!“ —

Sprachlos vor Erstaunen hörte die Versammlung die Botschaft an. Kaum aber hatte der Bote geendet, so brach ein allgemeiner Sturm des Unwillens aus. „Ergreift ihn! Legt Hand an ihn!“ riefen viele Stimmen durcheinander. Nur die Mienen des Papstes blieben kalt und ernst wie zuvor. In ruhiger Haltung trat er vor die Gesandten und gebot ihnen, sich zu seinen Füßen niederzusetzen und die Antwort zu erwarten. Diese Antwort war der Bann über den König und alle Bischöfe, die an dem Wormser Beschlusse Theil genommen hatten.

Im Namen Gottes unterjagte der Papst dem Könige Heinrich, weil er sich mit unerhörtem Hochmuth wider die Kirche erhoben habe, die Regierung im ganzen deutschen und italienischen Reiche. Er band alle Christen von dem Eide der Treue los und verbot jedem, ihm als Könige zu dienen. Mit dem Gebannten durfte Niemand Umgang pflegen, sein Fuß durfte die Schwelle des Gotteshauses nicht betreten, er hatte keinen Theil an den Gnadenspenden der Kirche. Kein Priester durfte über ihn den Segen sprechen, und wer unter dem Banne starb, dessen Gebeine durften in keiner geweihten Erde bestattet werden.

Wäre König Heinrich von dem sittlichen Bewußtsein seines Rechtes erfüllt und wäre unter den Großen des Reiches das Gefühl für die Macht und Ehre des Vaterlandes lebendiger gewesen als ihre Selbstsucht, dann würde er an der Spitze eines Heeres die Alpen überstiegen haben und der päpstliche Bannstrahl an dem blanken Königsschilde ohnmächtig niedergefahren sein. Aber die Fürsten dachten nur daran, die Erniedrigung des Königthums zu ihrer eigenen Erhebung zu benutzen, und verweigerten dem Gebannten den Gehorsam, und der König, der vor kurzem noch so stolze und übermüthige Worte dem Papste zugerufen hatte, ward plötzlich kleinmüthig und verzagt.

In Sachsen entbraunte von neuem der Auf-

stand. Otto von Nordheim, des Königs Gnade mit Undank vergeltend, gesellte sich wieder zu den Aufwühlern. Die Fürsten und Bischöfe, welche noch des Urtheilspruches in der Gefangenschaft warteten, wurden freigelassen oder fanden Gelegenheit aus der Haft zu entkommen. Wenige Monate nach dem Erlaß des Bannes sah sich Heinrich von allen seinen Anhängern verlassen und weilte allein zu Oppenheim, während auf dem anderen Ufer des Rheins zu Tribur die Fürsten über seine Absetzung beriethen (16. October). Heinrich sollte — so lautete ihr Spruch — die Zeichen der königlichen Würde niederlegen und sich von der Regierung zurückziehen, bis er vom Banne befreit sein und bis der Papst auf einer Reichsversammlung über ihn entschieden haben würde.

Das Unglücksjahr nahte seinem Ausgange. Nur wenige Wochen waren es noch bis zum Jahrestage des päpstlichen Bannspruches. War der König bis dahin nicht vom Banne frei, dann sollte er des Thrones für immer verlustig erklärt werden; — so hatten die Fürsten zu Tribur eidlich gelobt. Schon rüstete sich der Papst zur Reise über die Alpen, um auf der (für den 2. Februar des folgenden Jahres) nach Augsburg berufenen Reichsversammlung das Urtheil zu sprechen. Da beschloß König Heinrich ihm zuvorzukommen und sich in Italien vom Papste die Lösung vom Banne zu erbitten.

Wenige Tage vor Weihnachten brach er in aller Stille in Begleitung seiner Gemahlin Bertha und seines dreijährigen Söhnleins Konrad von Speyer auf. Da die Alpenstraße über den Brenner von seinen Feinden beobachtet war, nahm er seinen Weg durch Burgund über Besançon nach Genf. Hier kamen ihm die Boten seiner Schwiegermutter, der Gräfin Adelheid von Savoyen, entgegen, um ihn über den Mont Cenis nach ihrem Wohnsitz Susa zu geleiten. Es war ein ungewöhnlich strenger Winter. Gewaltige Schneemassen lagerten im Hochgebirge. Auf elenden Saumpfadern, die halb vom Schnee verschüttet, von rauhen Felsen umstarrt waren, stiegen die königlichen Pilger in den engen Gebirgstälern hinan. Ein eisig kalter Wind strich über die Hochflächen, auf denen alles Leben erstarrte. Die Schwierigkeiten mehrten sich beim Hinabsteigen auf italischer Seite. Die Frauen mußten streckenweise auf Rindshäuten geschleift werden; die Männer gelangten kriechend auf Händen und Füßen oder die Schultern der Führer umklammernd, oft strauchelnd und gleitend ins Thal hinab. Nur aufopfernde Treue konnte Heinrich auf diesem Wege begleiten, und seine Blicke ruhten oft dankbar auf der edlen

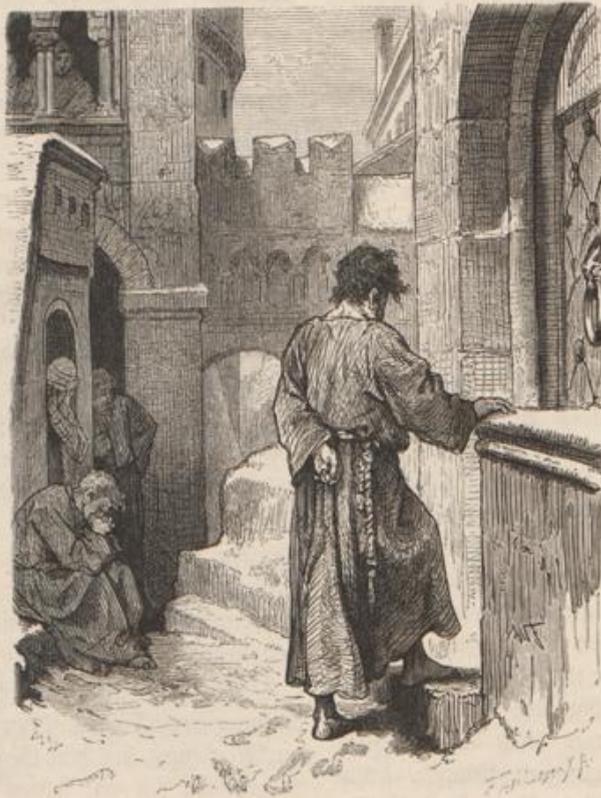
Gattin, welche mit dem zarten Knaben auf dem Arme alle Gefahren und Mühseligkeiten mit ihm theilte. Völlig erschöpft erreichten die Reisenden das Kloster Novalesa am Fuße des Gebirges und dankten Gott für seine Führung. Von hier waren es nur noch wenige Meilen bis nach dem gastlichen Susa.

Die Nachricht von der Ankunft des Königs erregte allgemeinen Jubel unter den Lombarden; denn sie glaubten, daß er als Schiedsrichter in dem Streite zwischen dem Papste und den Bischöfen käme, und strömten herbei, um ihm zu huldbigen und ihre Hülfe wider den Papst anzubieten. Bald wuchs die Zahl derjenigen, die sich bewaffnet um ihn scharten, zu einer ansehnlichen Heeresmacht heran. Der Papst, der im Begriffe stand die Reise nach Deutschland anzutreten und soeben in Oberitalien eingetroffen war, suchte eine Zuflucht in dem festen Bergschloß Canossa, welches der Markgräfin Mathilde von Toscana, seiner treuesten und mächtigsten Anhängerin, gehörte. Aber König Heinrich hatte keinen anderen Gedanken mehr, als durch Büßen und Beten die Lösung vom Banne zu erreichen.

Auf dem breiten Gipfel eines steilen, kahlen Quarzfelsens lag die von einer dreifachen Ringmauer umschlossene „weiße Feste“, wo der Papst mit seinen Getreuen, darunter Mathilde von Toscana, wegen ihres Einflusses und Reichthums die „große Gräfin“ genannt, und Adelheid von Savoyen, Heinrichs Schwiegermutter verweilte. Hier erhielt er in der Abendstunde (25. Januar 1077) die Nachricht, daß König Heinrich — nicht als Heerführer, sondern als Büßender — der Burg nahe. Die Thore der äußeren Ringmauer öffneten sich, Heinrich betrat mit den Seinigen den Vorhof der Burg.

Dort stand der Sohn des dritten Heinrich, der Nachfolger auf dem Throne der Ottonen, barfuß, in härenem Bußgewande, und begehrte Einlaß in

das Innere der Burg. Aber vergebens war Bitten und Pochen; die Pforte blieb verschlossen. Die Nacht brach an; das Gefolge des Königs richtete in den äußeren Wohngebäuden die Herberge für ihn ein. Am folgenden Morgen stand der König, wiederum Einlaß begehrend, vor derselben Pforte. Der Papst aber blickte kalt und streng vom Fenster der Burg auf den königlichen Büßer herab, ohne auf die Fürsprache der anwesenden Frauen zu achten. Endlich, am dritten Tage, als Heinrich schon der ungestaltlichen Felsenburg den Rücken kehren wollte,



schien der starre Sinn Gregor's erweicht. Nachdem Heinrich vor mehreren Zeugen gelobt, sich nach des Papstes Schiedspruch mit den deutschen Fürsten vergleichen zu wollen, öffnete sich das Burgthor.

Gregor befand sich inmitten seiner Kardinäle, als Heinrich eintrat und sich unter einem Strome von Thränen mit dem reinigen Bekenntniß seiner Schuld ihm zu Füßen warf. Jetzt war dem Stolze des Kirchenfürsten genug gethan; er richtete den König auf, sprach ihn vom Banne los und ertheilte ihm den Segen.

Heinrich hatte durch die Buße zu Canossa seine Krone retten wollen;

aber die Krone, die er jetzt trug, hatte durch die tiefe Demüthigung, der er sich unterworfen, ihren Glanz verloren und das königliche Ansehen war dahin. Auch in der Hoffnung, daß er nun in dem Papste einen Bundesgenossen gegen die ungehorsamen deutschen Fürsten finden würde, sah er sich nur zu bald getäuscht. —

Die nach Augsburg berufene Reichsversammlung hatte durch die Vorgänge in Italien ihren Zweck und ihre Bedeutung verloren und fand nicht statt. Dagegen versammelten sich, während Heinrich noch in Italien verweilte, die ihm feindlich gesinnten Fürsten zu Forchheim, um die Absetzung des Königs auszusprechen und zur neuen Königswahl zu schreiten. Ihre Wahl fiel auf Rudolf von Rheinfelden, Herzog von Schwaben (15. März 1077).

Wir kennen bereits diesen kühnen und ehrgeizigen Gegner Heinrich's. Einen Beweis seiner Verwegenheit hatte er schon während der Regentschaft der Kaiserin Agnes gegeben. Als damals das Herzogthum Schwaben soeben ledig geworden, hatte er die Belehnung mit der Herzogswürde von der Kaiserin dadurch ertrotzt, daß er ihre Tochter Mathilde, die ihm bereits als Kind anverlobt und der Erziehung des Bischofs von Constanz übergeben war, aus dessen Obhut entführte. Nach dem frühen Tode Mathildens hatte sich Rudolf mit Adelheid, einer Schwester der Königin Bertha vermählt. Trotz dieser doppelten Verwandtschaft trug der treulose Mann kein Bedenken seinem Schwager die Krone zu entreißen, und der Papst gewährte ihm insgeheim seine Unterstützung.

Da erkannte König Heinrich, daß ihm fortan keine andere Wahl blieb, als sich auf sein Recht und sein Schwert zu verlassen und auf Leben und Tod um Krone und Reich zu kämpfen. Bevor er nach Deutschland zurückeilte, sah er in Reggio seine geliebte Mutter zum letzten Male. Der Zwiespalt zwischen ihrem Sohne Heinrich und dem Papste brach der edlen Frau das Herz. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, schied zu Rom die Kaiserin Agnes aus dem Leben (14. Dezember 1077).

Ein großer Theil des Volkes mißbilligte das Verhalten der Fürsten. Schon bei der Krönung des Gegenkönigs in Mainz brach unter den Bürgern ein Aufstand aus, durch welchen er genöthigt wurde schleunigst die Stadt zu verlassen. Als nun Heinrich aus Italien zurückkehrte, da erhob sich in ganz Süddeutschland das Volk für ihn. Die treuen Städte öffneten ihm nicht nur freudig ihre Thore, sondern sie brachten ihm auch Gut und Geld dar und stellten ihm bewaffnete Männer zum Kampfe. Nur bei den Sachsen fand der Gegenkönig Rudolf Anerkennung und Anhang.

Ein verheerender Bürgerkrieg entbrannte. Bei Mellrichstadt im Grabfelde (7. August 1078) und bei Flarchheim unweit Mühlhausen (27. Januar 1080) wurden blutige Schlachten zwischen Heinrichs und Rudolfs Heeren geschlagen, aber sie brachten keine Entscheidung. Der Papst erklärte sich offen für Rudolf, sandte ihm eine geweihte Krone und sprach zum zweiten Male den Bann über Heinrich (März 1080). Aber der König hatte im Kampfe seine Kraft und seinen Königstolz wiedergefunden und war entschlossen dieses Mal dem Banne zu trotzen. Auf einer Versammlung der Bischöfe, die Heinrich nach Brixen berief, ward der Papst Gregor wegen seiner Gewaltschritte gegen den rechtmäßigen

König für abgesetzt erklärt und der Erzbischof Wibert von Ravenna, ein würdiger, dem Könige treuergebener Mann zum Papste gewählt (25. Juni 1080). Mit den Waffen in der Hand wollte Heinrich den neuen Papst nach Rom führen und die Kaiserkrone sich erobern.

Vorher aber galt es noch einen Kampf mit dem Gegenkönig in Deutschland. An den Ufern der Elster, südlich von Leipzig, stand das feindliche Heer unter Rudolf von Rheinfelden und Otto von Nordheim, gegen welches König Heinrich aus Franken anrückte. Mit großer Hestigkeit begann die Schlacht an der Elster (15. Oktober 1080). Von beiden Seiten stürmten die Reiter Schaaren gegen einander. Mitten im Getümmel, von fränkischen und lothringischen Rittern umringt, kämpfte Rudolf von Rheinfelden für seine angemahnte Krone; da fiel ein wuchtiger Hieb, von dem tapferen Arme des jungen Ritters Gottfried von Bouillon geführt, auf sein Handgelenk und lähmte die Hand, die das Schwert gegen den König erhob. Schwer verwundet sank er vom Roß in den Staub. Jetzt erschien Otto von Nordheim mit dem sächsischen Fußvolke, welches unterdessen einen breiten Sumpf umgangen hatte, auf dem Schlachtfelde. Mit Ungeßüm fielen die Bauern die schwergepanzerten Reiter an, erschlugen ihre Pferde und durchbrachen ihre Ordnung. Nach einem letzten hartnäckigen Kampfe bei dem Dorfe Mölsen waren die königlichen überall zum Weichen gebracht. Auch ihr Lager erstürmten die sächsischen Bauern und rächten so an der Elster die Niederlage der Unstruthschlacht.

Dennoch hatte dieser Tag für Heinrich die Bedeutung eines Sieges; denn in der bischöflichen Pfalz zu Merseburg lag sein Gegenkönig auf dem Sterbelager. Er sah auf seinen verstümmelten Arm und auf die todte Hand, die ihm abgenommen war, und sprach mit bitterem Tone zu den anwesenden Bischöfen: „Dies ist die Hand, mit der ich Heinrich, meinem Herrn, die Treue schwur. Auf euren Rath habe ich die Krone angenommen; nun, da ich Reich und Leben lassen muß, sehet zu, ob ihr mich den rechten Weg geführt habt.“ —

Darauf fragte er den eintretenden Otto von Nordheim: „Wessen ist der Sieg?“ — Und als dieser die Siegesnachricht bestätigte, fügte er hinzu: „Nun kümmert mich der Tod wenig, da ich als Sieger sterbe.“ Bald darauf gab er seinen Geist auf\*). —

\*) Rudolf liegt in der Domkirche zu Merseburg begraben; in der Sakristei zeigt man noch die verdorrte Hand.

Von seinem gefährlichsten Gegner in Deutschland befreit, konnte jetzt Heinrich wagen, seinen Römerzug anzutreten. Er überließ die Bekämpfung der feindlichen Fürsten dem treugesinnten Friedrich von Biren, Grafen von Hohenstaufen, genannt „der tapferste und beste Ritter Schwabens“, dem er schon vorher Rudolf's Herzogthum Schwaben zugesprochen und seine Tochter Agnes zur Gemahlin gegeben hatte. Er selbst ging im nächstfolgenden Frühjahr mit Rittern und Reissigen über den Brennerpaß nach Italien (März 1081).

Dieses Mal täuschten sich die Lombarden nicht, als sie mit Schild und Waffen zum Könige stießen,

in der Hoffnung, daß er sie gegen Rom führen würde. Sein Heer wuchs, während er durch die lombardische Ebene und die braune Campagna zog. Schon wähnte er, daß es ihm ohne Kampf gelingen würde, seinen Papst in Rom einzuführen und sich dort mit der Kaiserkrone zu schmücken. Aber als er vor Rom erschien, fand er verschlossene Thore und besetzte Mauern. Da er



auf eine Belagerung nicht eingerichtet war, sah er sich für dieses Mal zur Rückkehr nach Oberitalien genöthigt, um dort neue Rüstungen zu treffen.

Gregor VII. bot unterdessen alles auf, um dem gebannten Kaiser den Eintritt in die heilige Stadt zu verwehren. Er ließ den großen Kirchenschatz von Canossa, welchen die Markgräfin Mathilde ihm darbrachte, einschmelzen, um sich dafür Krieger und Waffen zu verschaffen; er rief den Normannenfürsten Robert Guiscard aus Unteritalien um Hülfe an und sandte Boten an die deutschen Fürsten, um sie in ihrer Empörung gegen den König zu bestärken.

In der That erhielt Heinrich in Oberitalien die Nachricht, daß die Fürsten in dem schwachen Hermann von Lüzelburg ihm einen neuen Gegen-

könig aufgestellt hatten, aber er verfolgte unentwegt sein Ziel in Italien. Um Ostern des folgenden Jahres stand er abermals vor Rom und bestürmte die Stadt. Bald legte er selbst die Sturmleiter an die Mauer, bald hieb er hoch zu Roß in die ausfallenden Schaaren der Römer ein. Aber noch einmal mußte er unverrichteter Sache umkehren. Erst bei der dritten Belagerung gelang es ihm, sich den Eintritt in den auf dem rechten Tiberufer gelegenen Stadttheil, welcher die Leostadt genannt wird, zu öffnen.

Während die Römer nach einem heißen Kampfe ihre Mittagsruhe hielten, bemerkte ein Knappe, der

an der Mauer nach verschossenen Pfeilen suchte, einen unbewachten Steg und eilte, den Seinigen die wichtige Entdeckung mitzutheilen.

Als bald überstiegen die Schaaren des Königs auf diesem Wege die Mauer und drangen in die Stadt. Andere stürmten durch die nun geöffneten Thore. Dem Könige waren die Thore nicht breit genug; er ließ sich eine weite Breche als Siegesgasse mitten

durch die Mauern öffnen und hielt an der Spitze geordneter Kriegsschaaren seinen Einzug in die Stadt (2. Juni 1083).

Der Papst flüchtete in die Engelsburg; — so heißt eine Feste an der Tiber, welche sich über der Gruft des römischen Kaisers Hadrian erhob. Von dort schleuderte er seine Bannstrahlen auf alle, die dem Kaiser und dem Gegenpapste anhängen, während der letztere im feierlichen Zuge nach dem St. Petersdom geleitet wurde und hier als Clemens III. die päpstliche Weihe empfing.

Solange Heinrich die eigentliche Stadt auf dem linken Tiberufer noch nicht erobert hatte, und Gregor sich noch auf der Engelsburg hielt, war sein Sieg indessen nicht vollständig, und doch nöthigte

ihn die dem Ausländer so verderbliche Fieberhitze des Sommers, die Leoſtadt mit ſeinen Deutſchen wieder zu verlaſſen. Nur in einer kleinen Feſte, die er der Engelsburg zum Trutze an der Tiber erbaut hatte, ließ er dreihundert Mann unter dem erprobten Ulrich von Godeſheim zurück, um ſie bis zu ſeiner Rückkehr zu behaupten. Der Ritter harrte auf ſeinem Poſten aus, obgleich der größte Theil der Mannſchaft durch das böſe Fieber hingerafft wurde, und ſtarb hier im Dienſte ſeines Königs, — bei ſo vieler Untreue, wie ſie Heinrich in ſeinem Leben begegnete, ein rühmliches Beiſpiel aufopfern-der Mannestreue.

Endlich waren die Römer des langen Widerſtandes müde. Da ſie ſahen, daß alle Verſöhnungs- verſuche an dem unbeugſamen Sinne Gregors ſcheiterten, riefen ſie ſelbſt den König zurück und übergaben ihm die Stadt. In ſeiner Gefangenſchaft auf der Engelsburg hörte Gregor VII. mit ſtillem Grolle den jubelnden Zuruf, mit welchem das Volk den einziehenden Herrſcher begrüßte. Der ſieben Jahre zuvor im Büßerhemde vor ihm gekniet hatte, begab ſich jezt, geſchmückt mit dem Purpurmantel und allen Zeichen der königlichen Macht, zur Kaiſerkrönung nach dem St. Peterſdome, wo der Papſt Clemens III. ihm und ſeiner Gemahlin Bertha die Kronen aufſetzte (am Oſterſonntag 1084, 31. März).

Auch jezt dachte Gregor nicht an die Uebergabe der Engelsburg, obgleich die Römer ſelbſt an ihrer Belagerung theilnahmen; er hoffte noch auf den ihm zugeſagten Beiſtand Robert Guiscard's.

Wirklich zog Robert mit ſeinen Normannen heran und vor dem neuen Feinde räumte Heinrich das Feld; aber die Hüſſe, welche Gregor für ſich herbeigerufen hatte, ſollte ſein Verderben werden. Die Schaaren der Normannen, welche ſogleich nach Heinrichs Abzuge in Rom eindringen, füllten die Stadt mit Brand und Verwüſtung. Sie zerſtörten die Denkmäler alter Kunſt und Herrlichkeit, plünderten Kirchen und Paläſte und hausten in Rom, wie zur Zeit der Völkerwanderung die wilden Horden der Vandalen. Als ſie darauf mit Beutewagen, Gefangenen und Geiſeln wieder nach Unteritalien abzogen, fürchtete ſich Gregor vor den erzürnten Römern nicht mehr ſicher, und flüchtete unter ihrem Schutze nach Salerno an der Meerbuſcht.

Der ſtolze Kirchenfürſt vermochte ſeinen jähen Sturz nicht lange zu überleben. Ein Jahr ſpäter (25. Mai 1085) ſtarb der große Papſt Gregor VII., einſam wie ein Verbannter, aber im Glauben an die eigene Gerechtigkeit und an den Beruf des Papſthums zur Weltherrſchaft. Die Ideen, für die er mit unbeugſamer Feſtigkeit bis an ſein Lebensende eingetreten war, wurden von den nachfolgenden Päpſten wieder aufgenommen und die Kämpfe zwiſchen Kaiſerthum und Papſthum um die Weltherrſchaft füllten noch die folgenden Jahrhunderte. An ihnen ſcheiterten die hochnünftigen Beſtrebungen der mächtigen Hohenſtaufenkaiſer, und der letzte Sprößling dieſes ruhmvollen Geſchlechts fiel ihnen zum Opfer. —

(Schluß folgt.)

## Hermann von Salza.

Ballade von Felix Dahn.



Nicht fürder fern im Palmenlande  
Verſchwendet edle deutſche Kraft,  
Wo in der Wüſte Wirbelsande  
Nicht Schwert, nicht Pflug ſich Heimat ſchafft.

Lang hielten Wacht wir träumend weiland  
Am heiligen Grab mit treuem Speer; —  
Wir fanden's endlich aus: der Heiland  
Braucht keinen Schutz, ſein Grab iſt leer! —

Nein, wer begehrt nach Heiden-Streichen,  
Wer nach des Pfluges edlerm Streit, —  
Ein Schlacht- und Brach-Feld ohne Gleichen  
Liegt nah der Heimat ihm bereit.

Wo jezt die Rogath und der Pregel  
Durch herrenloſe Sümpfe ſchleicht, —  
Wo kaum im Haſſ vor ſeltmem Segel  
Der Möven zahllos Volk entweicht, —

Wo des Perfunos Steine ragen,  
Von Urwald-Fichten ſchwarz umſäumt, —  
Wo wilde Steppenhengſte jagen  
Und im Geſtrüpp der Rohr-Wolf heult:

Dort, ſtatt am Jordan zu vergeuden  
Des Ritters Muth, des Bauers Kraft,  
Dort ſollt ihr ſechten, baun und reuden  
Mit Art und Grabscheit, Schwert und Schaft.

Auf! raſche Franken, zähe Sachſen,  
Ihr Schwaben Flug, ihr Bayern ſtark:  
Gen Preußenland! aus Sumpf erwachſen  
Soll Deutſchland eine neue Mark.

Gen Preußenland! brecht, ſtät im Siegen,  
Mit Schwert und Pflug die Wege klar  
Und hoch ob euren Häuptern fliegen  
Prophetiſch ſoll des Reiches Nar.

## Die Geschichte vom kleinen Vigg.

Ein Weihnachtsmärchen aus dem Schwedischen

von

Victor Rydberg.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



on hartgefrorenem Schnee bedeckt schimmerte die Haide, auf der man, so weit das Auge reichte, nur eine einzige menschliche Wohnung erblickte, eine kleine Hütte, alt und grau. —

Die müssen ein einsames Leben führen, die Armen, die da wohnen! So dachte wohl mancher Wanderer, den der Weg dort vorbei führte. Und wahr ist es, öde sah es aus auf der Haide, sogar zur Sommerszeit. Haidekraut und Gestein, Gestrüpp und Kiefern, das war alles, woran das Auge sich laben konnte. Die Hütte selbst aber war in ihrer Art recht gut. Die moosbewachsenen Balken waren fernig und hielten zusammen gegen Kälte und Wind. Der Schornstein stieg breit und selbstbewußt über das Torfdach empor, das im Sommer grünem Sammet glich, der sich mit röthlich-gelben Blumen schmückt. Dann wuchsen auch vor der Siebelseite des Hauses, auf einem Stückchen urbar gemachten Landes Kartoffeln, Möhren und Kohl, und am Zaune Mohn, Ringelblumen und wilde Rosen. Sogar ein Apfelbaum stand da und eine kleine Bank darunter. Das Fenster hatte einen kleinen Vorhang, der immer weiß aussah.

Die Hütte und das Land gehörten der Mutter Gertrud. Sie wohnte darin mit einem kleinen Knaben, und der hieß Vigg.

Es war früh am Morgen als Mutter Gertrud ausging, bei dem Krämer des weit entfernten Dorfes Einkäufe zu machen. Jetzt neigte sich die Sonne schon zum Untergang und noch war sie nicht wieder heim gekommen. Vigg war allein in der Hütte. Tiefes Schweigen herrschte rings umher, so weit die Haide reichte. Den ganzen Tag über war kein Schellengeläute zu hören und kein Fuhrmann zu sehen gewesen.

Vigg lag auf den Knien, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und guckte durch das Fenster. Das hatte vier Scheiben; drei davon waren mit Eisblumen überzogen, die vierte aber hatte er so lange angehaucht, bis das Eis geschmolzen war. Er wartete auf Mutter Gertrud, die mit einem Waizenbrod, einem Pfefferkuchen und einem Weihnachtslichterzweig nach Hause kommen sollte, denn es war Weihnachts-

abend; aber noch war sie nicht zu sehen. Die Sonne ging unter und die Wolken am Himmelsrand leuchteten wie die schönsten Rosen. Ein blaßrother Schimmer ergoß sich über die schneeige Haide. Bald schwammen alle Farben in ein kaltes Blau-roth zusammen und es wurde dunkel.

Noch dunkler aber wurde es in der Hütte. Vigg ging zum Heerd, wo noch einige verglimmende Kohlen in der Asche lagen. Es war so still, daß er meinte, als die Holzschuhe an seinen Füßen gegen den Boden klapperten, es könnte über die ganze Haide gehört werden. Er setzte sich an den Rand des Herdes und dachte darüber nach, ob wohl der Pfefferkuchen, auf den er wartete, einen Kopf mit vergoldeten Hörnern und vier Beinen haben würde. Gern hätte er auch gewußt, wie es wohl die Sperlinge am Weihnachtsabend haben.

\* \* \*

Es ist schwer zu sagen, wie lange Vigg so geessen, als er Schellengeläute hörte. Er sprang an's Fenster und drückte seine Nase gegen die Scheibe, um zu sehen, wer das sein könnte, denn Mutter Gertrud kam nicht mit Schellengeläute.

Alle Himmelslichter waren angezündet. Sie glitzerten und strahlten. Weit draußen bewegte sich etwas Schwarzes über den Schnee. Es kam näher und näher, stärker und stärker tönte der frohe Klang der Schellen.

Wer ist das, der dort fährt? Er hält sich gar nicht auf dem Wege, sondern kommt querselbein über die Haide. Vigg wußte wohl, wo der Weg geht, er, der im Sommer Heidelbeeren und Preiselbeeren draußen gesucht hatte und weit umhergestreift war, mehrere hundert Ellen im Umkreise. Ach, mit solchen Schellen fahren, und selbst fahren zu dürfen! Kaum hatte Vigg das gewünscht, als das Fuhrwerk auch schon heran kam und vor dem Fenster hielt.

Es war ein Schlitten, mit vier Pferden, kleiner als die kleinsten Füllen, bespannt. Sie waren stehen geblieben, denn der, welcher im Schlitten saß, hielt die Zügel fest, aber sie schienen keine Lust zum Verschmaufen zu haben, denn sie wickerten, schnaubten, schüttelten die Mähnen und scharreten den Schnee auf.

Sei nicht unartig, Rapp! stille, Schnapp! Niedlich, ruhig! Leichtfuß, fahr' nicht aus der Haut! rief der, welcher im Schlitten saß, sprang dann heraus und kam an's Fenster.

Seinesgleichen hatte Bigg noch nie gesehn. Aber freilich, er hatte auch noch nicht viel Leute gesehn. Es war ein kleiner Mann, gerade recht für solche Pferde. Sein Antlitz war voller Runzeln und der lange Bart glich dem Moose auf dem Dache. Die Kleider waren zottelig vom Kopf bis zur Zehe. In einem Mundwinkel hatte er ein Pfeisichen, aus dem andern ringelte sich der Rauch heraus.

Guten Abend, Stumpfnäschen, sagte er.

Bigg saßte an seine Nase und antwortete: Guten Abend.

Ist Jemand zu Hause? frug der Alte.

Du siehst ja, daß ich zu Hause bin.

Ja, darin hast du Recht. Ich frug ein bißchen dümm. Aber du hast es so dunkel da drinnen, obgleich es Weihnachtsabend ist.

Ich bekomme Weihnachtsfeuer und Weihnachtslicht\*), wenn die Mutter nach Hause kommt. Denke nur, ein Licht mit drei Zweigen, du!

Mutter Gertrud ist noch nicht zu Hause und du bist allein und kannst es noch eine gute Stunde sein. Fürchtest du dich nicht?

Ein schwedischer Junge! antwortete Bigg. Das hatte er von Mutter Gertrud gelernt.

Ein schwedischer Junge, wiederholte der Alte, rieb seine Lederhandschuhe gegeneinander und nahm die Pfeife aus dem Munde. Hör' mal, du Raaz, weißt du, wer ich bin?

Nein, antwortete Bigg; aber weißt du denn, wer ich bin?

Der kleine Alte nahm seine Pelzmütze ab, ver-

beugte sich und sagte: Ich habe die Ehre mit Bigg zu sprechen, dem stolzen Kämpfer der Haide, welcher neuerdings seine ersten Hosen bekommen hat, dem Helden, den auch der längste Bart nicht erschreckt. Du bist Bigg und ich bin der Weihnachtsmann. Habe ich die Ehre gekannt zu sein?

Ach, du bist der Weihnachtsmann? Da bist du ja ein guter Mann. Mutter hat oft von dir erzählt.

Danke für das Compliment. Indessen ist das doch so eine Sache. Bigg, willst du mit mir kommen und Schlitten fahren?

Das möchte ich schon, aber ich darf wohl nicht,

denn wie sollte es werden, wenn Mutter heimkommt und ich weg bin; was wird's dann?

Ich verspreche dir, daß du vor der Mutter wieder zu Hause sein sollst. Ein Mann hält sein Wort und eine Alte ihren Bentel. Komm jetzt!

Bigg sprang hinaus. Hu, aber wie kalt war's und wie dünn war Bigg gekleidet! Die Friesjackete war so eng und die Holzschuhe hatten wieder Lö-

cher in die Strumpferfen gerieben, welche Mutter Gertrud schon so oft gestopft hatte. Aber der Weihnachtsmann machte die Thüre zu, hob Bigg in den Schlitten, schlug das Schlittenfell um ihn herum, dampfte ihm eine Rauchwolke in die Nase, daß er niesen mußte, und, klatsch! ging es fort.

Rapp und Schnapp, Niedlich und Leichtfuß flogen in rasender Eile über den Schnee und die Silberglöckchen tönten über die Haide, als ob alle Glocken des Himmels erklangen.

Darf ich fahren? fragte Bigg.

Nein, dazu bist du noch zu kurz im Rock, sagte der Weihnachtsmann.

Das kann sein, sagte Bigg.



\*) Schwedische Sitte auf dem Lande.

Bald hatten sie die Haide hinter sich und waren in dem dunklen Wald, von dem Mutter Gertrud erzählt hatte, daß die Bäume so hoch drin ständen, als ob die Sterne an ihren Zweigen hingen. Bisweilen schimmerte das Licht einer menschlichen Wohnung durch die Stämme. Da fuhr der Weihnachtsmann mit seinem Gespann in einen kleinen Stall.

Zwischen den Steinen am Boden des Stalles guckte ein Kopf mit zwei funkelnden Augen hervor, die auf den Weihnachtsmann geheftet waren. Es war der Kopf der Hauschlange, die sich zu einer artigen Verbeugung krümmte. Der Weihnachtsmann lüftete seine Pelzmütze, als Erwiderung und sprach:

Ringelschwänzchen auf der Erd',  
Sag, was ist dies Haus wohl werth?

Die Hauschlange antwortete:

Bauer scheut nicht Last noch Mühe,  
Hat ein Pferd und hat drei Kühe.

Das ist nicht viel, sagte der Mann, aber es wird mehr, wenn Mann und Frau tüchtig sind. Sie fingen mit leeren Händen an und haben ihre Eltern noch zu unterstützen. Wie halten sie denn die Kühe und das Pferd?

Das Guter ist stramm, der Milcheimer voll,  
Das Pferd ist muthig und stark wie es soll.

Noch ein Wort, Schnuck Ringelschwänzchen: was hältst du von den Kindern auf dem Hofe?

Schnuck Ringelschwänzchen antwortete:  
Schöne Maid und frischer Knabe,  
Seine Laune etwas wild,  
Ihre aber sanft und mild.

Die sollen Weihnachtsgaben haben, sagte der Weihnachtsmann. Nun gute Nacht, Schnuck Ringelschwänzchen, angenehmen Weihnachtstraum!

Gute Nacht, du Rappe und Schnappe mein!  
Gute Nacht, du Niedlich und Leichtfuß Klein!  
Gute Nacht, du theuerstes Weihnachtsmännlein!

sagte die Schlange und zog den Kopf ein.

Hinter dem Schlittensitz war eine Kiste. Diese öffnete der Weihnachtsmann und holte allerlei Sachen heraus, ein Abcbuch und Federmesser für den Knaben, einen Fingerhut und ein Gesangbuch für das Mädchen, Garn und ein Weberblatt und Weberstoffschnur für die Mutter, einen Kalender und eine Morauhr\*) für den Vater, und für Großvater und Großmutter jedes eine Brille. Außerdem aber nahm er noch die Hand voll von etwas, was Bigg nicht sehen konnte. Das sind Glück- und Segenswünsche, sagte der Weihnachtsmann. So beladen schlich er mit Bigg in die Stube. Da drinnen saßen sie alle um den

\*) Schwedische Uhr.  
Deutsche Jugend. XV.

knisternden Ofen und der Vater las aus der Bibel über das Jesuskind vor. Der Weihnachtsmann legte leise und unbemerkt seine Gaben neben die Thüre und ging mit Bigg zum Schlitten zurück. Der trug sie wieder davon durch den dunklen Wald.

Ich halte viel von solchen Kindern, wie die, welche drinnen lasen, sagte der Weihnachtsmann; du sollst auch ein braver Kerl werden, Bigg.

Das versteht sich, sagte Bigg.

Das nächste Mal, als der Weihnachtsmann still hielt, war vor einer Tenne, nahe an einem Gehöft.

Von der Tenne her hörte man ein gedämpftes, regelmäßiges Klappern, wie von Dreschselegeln, aber dieses Geräusch wurde fast von einem Bach übertönt, der mit Steinen und Fichtenwurzeln zankte. Der Weihnachtsmann klopfte an die Luke des Scheuneladens, und sie sprang auf. Da drinnen standen zwei lustige Burschen mit buschigen Augenbrauen, runden Kinderwangen, rothen Zipselmützen und grauen Jacken. Die drohschen beim Schein einer Laterne, daß der Staub in Wolken aufstieg.

Der Weihnachtsmann nickte und sagte:

Zwerglein, Zwerglein, sagt mir doch,  
Warum drescht so spät ihr noch?

Die Zwerge antworteten, die Dreschselegel schwingend:

Der Garben sind viele,  
Wir fern noch vom Ziele.  
Tid tid tad, tid tad,  
So füllt sich der Sack!

Aber am Weihnachtsabend kann man sich doch Ruhe gönnen, meinte der Weihnachtsmann.

Die Zwerge erwiderten:

Reiche Saat,  
Kuchen rund.  
Früh und spät  
Jede Stund'  
Hat Geld im Mund.

Aber ihr erinnert euch doch, wo wir uns wieder treffen sollen?

Die Zwerge nickten und antworteten:

Leb wohl jetzt, beim Niesen vom felsigen Berge  
Da finden sich wieder zusammen die Zwerge.

Der Weihnachtsmann öffnete die Kiste und nahm die Hände voll von Weihnachtsgaben und sprang hinauf zu Vater, Mutter und Kindern im Bauerhof. Unter den Geschenken war eine Soldatenbüchse, denn jeder Mann muß eine solche haben, zur Vertheidigung seines Landes.

So ging es weiter von Hütte zu Hütte, von Hof zu Hof. Am allerschönsten, fand Bigg, sah es im Predigerhause aus, in das er durch das Fenster guckte. Da saß der alte Prediger, den Bigg sehr

wohl wieder erkannte, denn er war mehrere Male in der Hütte auf der Haide gewesen, hatte gehört, wie Bigg im Abbruch vorwärts gekommen war, und hatte seine Hand auf sein Haupt gelegt. Die Predigerfrau und die hübschen Töchter kannte er auch, denn sie waren so gut gegen Mutter Gertrud. Der Weihnachtsmann liebte das Predigerhaus auch sehr, denn die Menschen hier waren immer liebevoll gegen einander und gegen ihre Haustiere, und wollten, daß Alle glücklich sein sollten.

Wie sie nun ihre Fahrt wieder weiter fort setzten, begegneten sie einem Zwerge; der ließ die Unterlippe hängen und sah mürrisch aus.

Wohin gehst du, Freund? sagte der Weihnachtsmann.

Erdgeist zog die Schuhe an,  
Weil er nicht mehr bleiben kann.

antwortete der Gnom.

Warum das? forschte der Weihnachtsmann.

Der Zwerg antwortete verstimmt:

Die Frau ist lieblich,  
Die Kinder zanken sich,  
Sind schmutzig, widerlich.

Versuche es doch noch einmal, noch ein Jahr da zu bleiben, bat der Weihnachtsmann; sonst geht vollends aller Hausfriede mit dir fort. Vielleicht bessern sie sich und dann kann ich nächstes Jahr mit Gaben zu euch kommen.

Na ja denn, weil du mich bittest, sagte der Zwerg und kehrte um.

\* \* \*

Nun fuhren sie nach dem Königsschloß. Hier habe ich nur dem Königssohn einige Geschenke zu geben, sagte der Weihnachtsmann, und das muß in größter Eile geschehen, denn nachher müssen wir zu meinem König fahren, dem Bergkönig, und dann zurück zu Mutter Gertrud auf die Haide.

Noch einmal öffnete er die Kiste und was Bigg nun zu sehen bekam, überstieg alles andere. Auf einer großen Silberplatte standen Tausende von Streitern zu Pferd und zu Fuß. Wenn man an einem Faden zog, schulkerten sie die Gewehre und schwenkten rechts um und links um, und die Pferde bäumten sich und die Reiter hieben mit den Schwertern. Auf einer anderen Platte, die das Meer vorstellte, sah man Schiffe mit Kanonen und wenn man am Faden zog, schossen die Kanonen nach einer Festung und die Festung antwortete mit ihren Geschützen.

Mit diesen fürstlichen Spielsachen sprang der Weihnachtsmann hinauf zum Königssohn, war auch gleich wieder unten; denn die Hofluft fiel ihm auf

die Brust, sagte er. Rapp und Schnapp, Niedlich und Leichtfuß waren ungeduldig, scharrten und wieherten. Der Weihnachtsmann warf sich auf den Schlitten, und man fuhr wieder in einen tiefen Wald. Nun geht die Fahrt zum Bergkönig, sagte der Weihnachtsmann.

\* \* \*

Bigg war ernsthaft und sagte nach kurzem Schweigen: Ist die Kiste nun leer?

Beinah, sagte der Weihnachtsmann und steckte die Pfeife in den Mund.

Alle Anderen haben Weihnachtsgaben bekommen, aber hast du keine für mich? fragte Bigg.

Ich habe dich keineswegs vergessen, deine Weihnachtsgabe liegt noch auf dem Boden der Kiste.

Zeig sie mir, dann bist du auch gut.

Du kannst warten, bis du heim zur Mutter kommst.

Nein, du Weihnachtsmann, laß sie mich jetzt sehen! sagte Bigg ungeduldig.

Na, so sieh her! sagte er, indem er sich herum drehte und aus der Kiste ein Paar dicke wollene Strümpfe herausholte.

Weiter war es nichts? murmelte Bigg.

Sollten die nicht willkommen sein? Du hast ja Löcher in deinen Strümpfen?

Die hätte Mutter stopfen können. Da du dem Königssohn und den Anderen so herrliche und reizende Sachen gegeben hast, konntest du mir auch so etwas geben.

Der Weihnachtsmann antwortete kein Wort darauf, sondern legte die Strümpfe wieder in die Kiste, aber er zog den Rauch stärker aus der Pfeife als vorher und sah auch ernsthaft aus, sehr ernsthaft.

So ging die Fahrt schweigend vorwärts. Bigg schwieg und verzog den Mund und beneidete den Königssohn um seine herrlichen Weihnachtsgaben und war böse über die wollenen Strümpfe. Der Weihnachtsmann schwieg und qualmte aus beiden Mundwinkeln. Aber die Fichten fausten, die Waldbäche rauschten und der Schnee knirschte unter den Hufen der Pferde. An der Waldlichtung sprang ein Irrlicht herum und beleuchtete den Weg, aber das war eigentlich nur Thuerlei, denn die Sterne und der gefrorene Schnee gaben hinreichende Helligkeit.

So kamen sie an einen senkrecht ansteigenden Berg. Da stiegen sie aus dem Schlitten. Der Weihnachtsmann gab Rapp und Schnapp, Leichtfuß und Niedlich jedem einen Haferluchen. Darauf klopfte er an die Bergwand und sie that sich auf. Er nahm Bigg bei der Hand und ging mit ihm hinein

in die Spalte; aber sie waren noch nicht viele Schritte gegangen, als Bigg anfing sich zu fürchten.

Da drinnen war es unheimlich. Es würde die schwärzeste Nacht geherrscht haben, hätten nicht hier und da die glühenden Augen von giftigen Schlangen und Kröten durch die Dunkelheit geleuchtet, die auf den feuchten Felsvorsprüngen sich krümmten und herum krochen.

Ich will nach Hause zur Mutter, schrie Bigg.

Ein schwedischer Junge! sagte der Weihnachtsmann.

Da schwieg Bigg.

Was sagst du zu der Kröte? fragte der Alte, nachdem sie eine Weile gegangen waren, und deutete auf ein grünliches Ungeheuer, was auf einem Stein saß und seine Augen auf den Knaben heftete.

Sie ist grünlich, sagte Bigg.

Die hast du hierher geschafft, sagte der Alte. Siehst du, wie dick und aufgeblasen sie ist? Das ist für die Unzufriedenheit und den Neid.

Die hätte ich hergeschafft, sagst du?

Ja gewiß. Du beneidetest den Königssohn um seine Gaben und verachtetest das Geschenk, was ich dir aus gutem Herzen geben wollte. Für jeden bösen Gedanken, der in einem Menschen geboren wird, welcher in der Gegend hier wohnt, kommt eine Kröte oder eine Schlange in die Felsenspalte.

Das war schlimm, sagte Bigg, und nun schämte er sich.

Sie gingen weiter in vielen Krümmungen und kamen immer tiefer hinein in den Berg. Allmählig fing es an heller zu werden, und als sie um eine Ecke bogen, sah Bigg mit Staunen einen großen, glänzenden Saal vor sich.

Die Wände waren von Bergkrystall und an dreien von ihnen standen kleine grinsende Zwerge

und hielten Fackeln, deren Schein sich in Regenbogenfarben an den Krystallen brach. An der vierten Seite saß der Bergkönig auf seinem Goldthron. Er war in einen Mantel von Asbest gekleidet, der ganz mit Edelsteinen übersät war, aber er sah sorgenvoll aus. Auf einem niedrigeren Thron an seiner Seite saß seine Tochter in Silberstoff gekleidet, und sah noch gramvoller, ja fast wie eine Sterbende aus. Sehr bleich, aber wunderschön war sie.

In der Mitte des Saales hing eine sehr große Wage, und um sie herum standen Berggeister, welche allerlei in die eine und die andere Wagschale legten.

Und vor dem König stand eine unendliche Schaar

von Hauskobolden aus allen Höfen und Hütten einige Meilen im Umkreise, und erzählten alles, was die Menschen, in deren Haus sie sich aufhielten, im Laufe des Jahres gedacht, gesagt und gethan hatten. Und für jeden guten Gedanken und für jede gute That legten die Berggeister goldene Gewichte in die eine Wagschale und für jeden bösen Gedanken oder jede schlechte That eine

giftige Schlange oder Kröte in die andere.

Weißt du Bigg, flüsterte ihm der Weihnachtsmann zu, die Sache ist folgende. Die Prinzessin ist krank. Sie muß sterben, wenn sie nicht bald aus dem Berge kommt, denn sie sehnt sich des Himmels Luft zu athmen und das Gold der Sonne und der Sterne zu sehen, und sie hat ein Versprechen erhalten, daß, wenn sie den Himmel zu sehen bekäme, so würde sie auch die Engel erblicken und die ewige Seligkeit erreichen. Sie verzehrt sich und sehnt sich, aber aus dem Berge kommt sie doch nicht eher als an dem Weihnachtsabend, an welchem die Wagschale des Guten auf den Boden sinkt und die des Schlechten zur Decke steigt; aber jetzt siehst du, daß die Schalen fast gleich stehen.



Kaum hatte der Weihnachtsmann das gesagt, da wurde er aufgerufen seinen Bericht zu erstatten. Er hatte nicht wenig zu erzählen und es war fast lauter Gutes, denn seine Erlebnisse erstreckten sich nur auf die Weihnachtstage, und an dem Tage, da das Andenken an die Geburt des armen Jesuskinde's gefeiert wird, das durch seine Güte und Unschuld der König aller Zeiten geworden ist, pflegen ja die Menschen freundlicher gegen einander zu sein als sonst.

Und die Berggeister legten alle immer mehr goldene Gewichte auf die Wage, je länger der Weihnachtsmann erzählte, und die Wagschale des Guten wurde auffallend schwerer.

Aber Bigg stand wie auf Nadeln, in der Furcht daß auch sein Name genannt werden würde, und er fuhr zusammen und wurde roth und blaß, als der Weihnachtsmann endlich diesen Namen aussprach. Was der Weihnachtsmann von Bigg und den wollenen Strümpfen sagte, das will ich um feinetwillen nicht wieder erzählen; aber verschweigen kann ich doch nicht, daß einer der Berggeister die große grünliche Kröte in die Schale des Bösen legte, welche Bigg vorher in der Bergspalte gesehen hatte, und die wog schwer. Und Aller Augen, außer denen des guten Weihnachtsmannes, der nach der andern Seite sah, richteten sich auf Bigg, die des Königs, der Königstochter, der Hauskobolde, der Berggeister und der Zwerge, und alle Augen sahen entweder streng oder sehr gramvoll aus, besonders die der Königstochter so mild und leidend, daß Bigg mit beiden Händen sein Gesicht bedeckte und nicht aufsehen konnte.

Der Weihnachtsmann erzählte nun, wie die arme Mutter Gertrud auf der Haide den vater- und mutterlosen kleinen Bigg aufgenommen habe, wie sie Matten flechte und Besen binde und diese an den Händler im Dorfe verkaufe um dem Knaben Nahrung zu schaffen, wie sie seine Sachen nähe und in Ordnung halte, wie sie mit Freude und Liebe arbeite und feinetwegen Entbehrungen ertrage, und wie sie glücklich sei über sein frisches Wesen und sein muthiges Herz und seine blühenden Wangen und treuherzigen Augen, und gern seine Jugendstreiche verzeihe — ja, sie betete jeden Abend, wenn er schon schlief, für ihn zu Gott, und heute Morgen war sie in der eisigen Winterkälte weit weg nach dem Dorfe gegangen, nur um ihm am Abend mit einem Lichterzweig und anderen kleinen Dingen eine Freude machen zu können.

Und während der Weihnachtsmann so erzählte, legten die Berggeister schwere goldene Gewichte in die Wagschale des Guten, und die dicke grünliche

Kröte hüpfte heraus und verschwand in der Bergspalte, und die Augen der freundlichen Königstochter wurden feucht, und Bigg schluchzte laut.

Ja, er weinte, daß er erwachte, und da war der Saal des Bergkönigs mit allem, was darin war, verschwunden, und er lag im Bett in der Hütte auf der Haide. Das hellste Weihnachtsfeuer brannte lustig auf dem Herde und Mutter Gertrud beugte sich über ihn und sagte:

Armer kleiner Bigg, mußt'est so lange allein in der Dunkelheit bleiben! Ich konnte nicht früher nach Hause kommen, denn der Weg ist weit. Aber nun habe ich einen Lichterzweig und Waizenbrod und Pfefferkuchen mitgebracht, und auch einen Kuchen, den du morgen den Sperlingen geben sollst\*).

Und sieh her, fuhr Mutter Gertrud fort, hier hast du ein Paar wollene Strümpfe, die ich für dich als Weihnachtsgabe gestrickt habe, denn die brauchtest du nöthig, du kleiner Reißteufel. Und hier hast du ein Paar Lederschuhe, die ich für dich gekauft habe, damit du während der Feiertage nicht in den Holzschuhen herum zu trappeln brauchst.

Bigg hatte sich längst ein Paar Lederschuhe gewünscht und nun betrachtete er sie mit strahlenden Augen von allen Seiten. Aber noch länger beinahe die wollenen Strümpfe, so daß Mutter Gertrud dachte, er wolle irgend eine falsche Masche daran suchen; die Sache war aber die, daß es Bigg schien, sie wären genau so wie diejenigen, welche er in der Kiste des Weihnachtsmannes gesehen hatte. Darauf schlang er seine Arme um Mutter Gertruds Hals und sagte: Danke, Mutter, für die Strümpfe und für die Schuhe — und so sehr für die Strümpfe!

Nun wurde die Grütze auf den Herd gesetzt, ein weißes Tuch über den Tisch gebreitet und der Lichterzweig angezündet. Bigg sprang umher in den neuen Strümpfen und Schuhen. Zwischendurch stand er am Fenster und sah forschend und sinnend auf die Haide und wußte nicht recht, was er von der Fahrt, die er gemacht hatte, denken sollte. Aber der Weihnachtsmann ist gut, und Mutter Gertrud ist gut, das stand ihm klar vor der Seele, und der Weihnachtsabend ist ein herrlicher Abend, das wußte er.

Da draußen strahlten Tausende von Sternen auf die einsame Haide nieder. Und in der Haide einsamer Hütte herrschte Herdwärme, Herzenswärme und Freude.

\*) Schwedische und norwegische Sitte am Weihnachtsmorgen.

## Die Puppeninsel.

Eine lustige Heldenfahrt in zwölf Gesängen

von

Julius Lohmeyer.

Mit zwölf großen Farbendruckbildern von Fedor Flinzer.



Auf den Wunsch der geehrten Verlags- handlung Gebrüder Kröner in Stuttgart wollen wir unsern Lesern Einiges aus dem kürzlich für den Weihnachtstisch erschiene- nen kleinen Puppenepos mittheilen, indem wir nur lebhaft bedauern, daß wir hier keines der großen, sehr drolligen Farbendruckbilder nach Aquarellen unseres hochbegabten Freundes Fedor Flinzer vor- führen können.

Die schreckliche und drollige Geschichte, welche hier in Versen erzählt wird, beginnt mit der Schilderung der Puppeninsel, die auf geheimer Stelle im Meere liegt und von welcher zur Weihnachtszeit Nikolaus die Puppen für unsere Kinder holt. Wir werden in das kleine, heitere Puppenreich eingeführt, in seine Hauptstadt und das Schloß der allgeliebten Königin Rosabella, die uns der Maler auf der Puppen- promenade in prächtigem Galawagen vorführt. Wir sehen, wie im zweiten Gesange der alte gute Nikolaus die Puppenstadt nächtlich durchwandert, durch die kleinen Fenster der Häuschen blickt und sich die schönsten Puppen durch seine hülfreichen Engelnchen herausholen läßt. Das Unglück will, daß aus Ver- sehen, von einem dieser lieblichen Trabanten die Königin mit entführt wird, die dem Puppenstaate stets erhalten bleiben sollte. Nikolaus weiß nichts von dieser Unthat und stößt mit seinem Rahne vom Strand. Aber das ganze Puppenland geräth am andern Morgen in größte Bestürzung und Aufregung. Alle Helden des Insel-Reiches sammeln sich unter Prinz Hanswursts Führung zu kühner Meerfahrt. Die große Puppenflotte, — „zwölf Schachteldeckel dicht und gut“ — wird armirt und die Bäckern ziehen aus, um ihre theure Königin dem Räuber wieder abzuholen.

Indessen treibt in guter Ruh  
Des Niklaus Rahne dem Ufer zu.  
Die lieben Englein haben nun  
Matrosendienste viel zu thun.  
Das eine an dem Steuer steht,  
Das zweite durch das Fernrohr späht,  
Die andern schlagen wohlgenuth

Die Ruder in die blaue Fluth.  
Das Morgenroth den Ost umzieht,  
Sie singen froh ein Weihnachtslied.

Der Niklaus aber sitzt am Mast  
Und nickt zuweilen, scheint es fast,  
Blickt ganz vergnügt auf seinen Sack,  
Schmaucht froh sein Pfeiflein Rauchtat  
Und träumt wohl von den Freuden still,  
Die heut' er noch bereiten will.  
Den Englein aber wird die Zeit  
Recht lang in dieser Einsamkeit.  
Drum bitten sie den Alten sehr:  
„Bericht' uns eine lust'ge Mähr.“  
Da lacht der Niklaus in den Bart,  
Erzählt von mancher lust'gen Fahrt,  
Von manchem frohen Kinderstreich  
Und von dem schönen Puppenreich.  
Die Englein lachen hell im Chor,  
Und lauter Jubel schallt empor.  
So segeln sie den ganzen Tag  
Bei Lust und Sang und Ruder Schlag.  
Doch als die Sonne sacht sich neigt  
Und still die Nacht herniedersteigt,  
Da stoßen sie zum weißen Strand  
Und wandern durch das stille Land.  
Hoch auf den Wegen liegt der Schnee,  
Die Englein seufzen Ach und Weh.  
Die Flügel sind schon ganz beschneit;  
Das thut dem guten Alten leid.  
Gleich holt er aus dem Sack heraus  
Bier warme Pelzlein, nett und kraus,  
Zieht jedem von den Kleinen dann  
Zwei warme Filzpantöfflein an.  
Und aus dem Stall am Müllerhaus  
Holt einen Esel er heraus.  
Ein Englein nach dem andern setzt  
Er auf des Grauchens Rücken jekt;  
Und nun geht's fort in lust'gem Trab,  
Durch Wald und Thal, bergauf bergab,  
Durch Dorf und Stadt, von Haus zu Haus;  
Und überall bleibt Nikolaus  
Vor den erhellten Häusern stehn  
Um durch die Fenster leis zu spähn.

Wie friedlich ist es drin im Raum!  
 Die Eltern stehn am Weihnachtsbaum,  
 Und puzen froh das Tannenreis; —  
 Da klopft es an die Scheiben leis.  
 Der Vater schaut sogleich hinaus:  
 „Willkommen, guter Nikolaus!“  
 Nun fragt er nach den Kinderlein  
 Und reicht die Gaben all herein:  
 „Das liebe Christkind schickt mich her,  
 „Bald kommt es selbst und bringt noch mehr.  
 „Nur leis, nur still, daß keins erwacht!““  
 „Grüß Gott! Schön Dank! Gut' Nacht! Gut' Nacht!“

Wie aber unsere kleinen Puppenhelden auf  
 sturmbevegtem Meer Schiffbruch und dann manch'

andres schreckliches Abenteuer auf ihrer Heldenfahrt  
 erleben, bis sie endlich die Königin aus Klein-Ann-  
 chens Schlafgemach entführen: die furchtbare Schlacht,  
 die sie am Waldsaum mit Karls Reiterei zu bestehen  
 haben, bei der das Sägemehl aus ihren Heldenleibern  
 in Strömen fließt, wie Annchens getreuer Schnauzel  
 ihnen Rosabella wieder entreißt, den Prinzen und  
 den Mohren gefangen nimmt, die traurige Heimkehr  
 unserer Argonauten, die prächtige Hochzeit der Kö-  
 nigin bei Annchen, ihre Flucht und Rückkehr nach  
 dem Königreiche und ihren jubelnden Empfang auf  
 der Puppeninsel: das alles könnt ihr in dieser rüh-  
 rend drolligen Puppenliade selbst nachlesen, falls  
 ihr das lustige Buch etwa auf dem Weihnachtstische  
 finden solltet.

## Räthsel.

Von

**Robert Löwike.**

1.

Mit **en** ein Dichter hoch geehrt,  
 Mit **ei** siehst du es hoch zu Pferd.

2.

Mit **g** such' es im Böhmerland,  
 Mit **b** ist es als Thier bekannt.

3.

Mit **u** schaut's trüb und mürrisch drein,  
 Mit **u** ist's lieblich, hold und fein.

4.

Mit **l** siehst du es an den Thieren,  
 Mit **s** läufst's stink auf allen Bieren.

5.

Mit **d** hält es des Kriegers Hand,  
 Mit **f** wächst es an Ufers Rand.

6.

Mit **l** ist es des Pulvers Freund,  
 Mit **r** ist ein Gericht gemeint.

Von

**Otto Sutermeister.**

1.

Man zieht ihn, trägt ihn, füttert ihn,  
 Und Schaf' und Lämmer stehn darin.

2.

Ich sah sie auf dem Acker liegen,  
 Und sah sie sich im Wasser wiegen.

3.

Mit welchem Laute sag' ich dir:  
 „Entferne dich sogleich von hier“?

4.

Was Rechnungsführer Tag für Tag verrichten,  
 Das steht im Wald bei Tannen und bei Fichten.

5.

Sie tödtet oftmals Groß und Klein  
 Und stürzt sich selber in den Rhein.

6.

So wie ein Fisch mit rothen Flossen,  
 Heißt der, der wortkarg und verdrossen.

## Auflösung der Räthsel Seite 62.

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

1. Gaffer, Kaffer. 2. Risse, Rinne, Riffe. 3. Hagen, Hagel. 4. Zug, Pflug. 5. Schale, Schule.  
 6. Bahn, wahr. 7. Campe, Lampe, Rampe, Lampe. 8. Scheich, Scheit, Schein. 9. Risten, Risten, Rasten, Rosten.

Räthsel von **Friedrich Gull.**

1. Meister, Muster. 2. Der Rammacher. 3. Esel, Brücke, Eselsbrücke.

# Knackmandeln.

Von Robert Löwike.

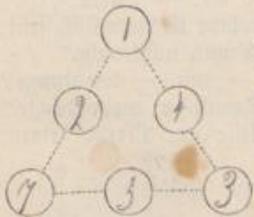
I.

Die Sonne sank und sandte eben ihre letzten Strahlen über die weite Ebene hin. Auf dem Abhang des niedrigen Hügels, welcher sich in der Nähe der heiligen Stadt Ufan erhebt, saßen die beiden Derwische Al Hafis und Abdallah und waren im Begriff ihr einfaches Nachtmahl einzunehmen. Da trat mit dem Gruß der Gläubigen ein dritter Derwisch zu ihnen, den sie unter dem Namen Al Mandeb kannten. Schweigend setzte er sich neben sie auf die Erde, und jeder der drei Derwische gab nun zu der gemeinsamen Mahlzeit her, was er hatte, Al Hafis ein Maß Milch, Abdallah ein Brod und Al Mandeb 6 Datteln. Milch, Brod und Datteln wurden nun gleichmäßig vertheilt. Jeder erhielt also den dritten Theil der Milch, den dritten Theil des Brodes und 2 Datteln. Nach beendigter Mahlzeit sagte Al Mandeb: „Ungleich war, was wir zu der gemeinsamen Mahlzeit lieferten. Eure Spende war größer als die meine. Darum laßt uns gleich machen, was ungleich war. Nehmt etwas von den Zehrpennigen, mit denen mich die Gläubigen zu meiner Pilgerfahrt nach Mekka so reichlich ausgestattet haben. Hier sind 20 Kupfermünzen, alle von gleichem Werth. Theilt sie unter euch, wie es recht ist.“

Al Hafis und Abdallah waren es zufrieden und theilten die 20 Kupfermünzen nach dem Verhältniß dessen, was jeder von ihnen bei dem gemeinsamen Mahl für Al Mandeb hergegeben hatte. Wie viel erhielt Al Hafis und wie viel Abdallah, wenn 4 Maß Milch an Werth gleich 3 Broden gerechnet wurden, und wenn der Preis von einem Maß Milch ebenso hoch war, wie der von 36 Datteln?

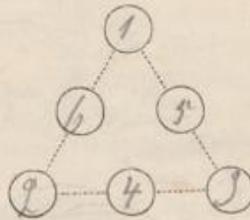
II.

Versucht die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 7, in die sechs Kreise der nebenstehenden Figur so einzuschreiben, daß die Summe der drei Zahlen, welche an den drei Ecken stehen, gleich der Summe der drei in den Mitten stehenden Zahlen ist.



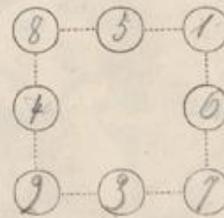
III.

Versucht die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, in die sechs Kreise der nebenstehenden Figur so einzuschreiben, daß die Summe von je drei Zahlen, welche in grader Linie stehen, gleich 9 ist.



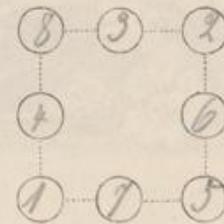
IV.

Versucht die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 in die acht Kreise der nebenstehenden Figur so einzuschreiben, daß die Summe der vier Zahlen, welche an den vier Ecken stehen, gleich der Summe der vier in den Mitten stehenden Zahlen ist.



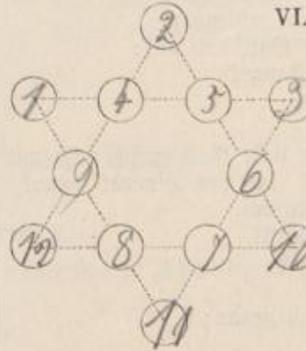
V.

Versucht die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 in die acht Kreise der nebenstehenden Figur so einzuschreiben, daß die Summe von je drei Zahlen, welche in grader Linie stehen, gleich 13 ist.



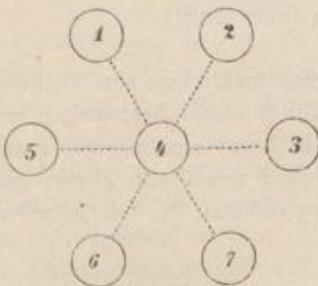
VI.

Versucht die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 in die zwölf Kreise der nebenstehenden Figur so einzuschreiben, daß die Summe der sechs äußeren Zahlen gleich der Summe der sechs inneren Zahlen ist.

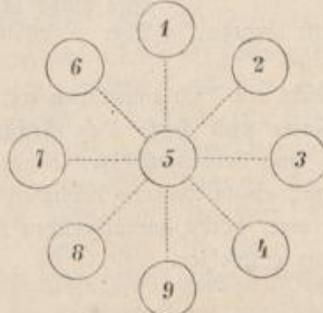


## Auflösung der Knackmandeln Seite 63.

I.



II.



III.

Die zuerst gedachte Zahl ist 28.

IV.

Die Zahl 7.

V.

Die Zahl 40.

VI.

Die zuerst gedachte Zahl ist 514.

VII. Afien.

VIII. Micha.

IX. Rest.